Typen englischer Zeitschriften Ihre Struktur mit besonderer Berücksichtigung ihrer Haltung im Weltkrieg

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades
genehmigt
von der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität
zu Berlin

von

Béla Hillebrandt
aus Thale

Tag der mündlichen Prüfung: 20. 2. 1941
Tag der Promotion: 12. 12. 1941

1941

Verlag M. Dittert & Co., Dresden A 16, Pfotenhauerstraße 28/30

P 40

Berichterstatter: Professor Dr. Dovifat

Professor Dr. Schirmer

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Buchdruckerei M. Dittert & Co., Dresden A 16, Pfotenhauerstraße 28/30

INHALTSVERZEICHNIS.

Seite

A. Einleitung 5

B. Struktur und Wesen der englischen Zeitschriften 7

I. Das Erscheinungsbild 7

1. New Statesman 8
2. Spectator 12
3. Fortnightly Review 17
4. Nineteenth Century 19
5. Edinburgh Review 19
6. Quarterly Review 19

II. Die publizistische Wirkung der englischen Zeitschriften . . 22

III. Die Haltung der englischen Zeitschriften im Weltkrieg . . 34

a) Allgemeines 34
b) Probleme des Krieges in den englischen Zeitschriften . . 38
1. Die letzten Friedenstage 38
2. Englische Kriegsgründe 47
3. Englische Kriegsziele 56
4. Die Stellung der englischen Zeitschriften in der inneren, moralischen Haltung Englands 63
5. Die englischen Zeitschriften und der Völkerbund . . 81
6. Die deutsche Kriegsschuld und die deutschen Kriegsziele in den englischen Zeitschriften 89
7. Die englischen Zeitschriften und deutschen „Militarismus“ und deutsche „Kultur“ 95
8. Die englischen Zeitschriften und das deutsche Volk . 105
9. Friedensdiskussionen in den englischen Zeitschriften . 117

C. Zusammenfassung der Haltung 125

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41550807_0162

A.

EINLEITUNG.

Die englischen Zeitschriften sind bisher in größerem Umfange nur einmal Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen, und zwar in der Periode, in der sie auf das europäische Geistesleben den größten Einfluß ihrer Geschichte ausübten. Im Jahre 1709 gründete Richard Steele in London eine Wochenschrift, die er „The Tattler" nannte. Nach diesem ersten Versuch nahm Steele dann an der Gründung Joseph Addisons, dem „Spectator" teil.[1]) Beide Blätter erlangten eine große Bedeutung vor allem auch für das deutsche Zeitschriftenwesen. Sie betrachteten das gesamte Londoner öffentliche Leben kritisch und hielten durch ihre Artikel, in denen sie die Moral, die Sitten, die gesellschaftlichen Gewohnheiten, Kleidung usw. schilderten, ihren Lesern einen Spiegel ihrer Zeit vor. Wenn einmal gesagt wurde: „Die Zeitschrift ist das Gespräch, das die Zeit mit sich selber führt", so trifft das in allererster Linie auf die Steele-Addisonschen Wochenschriften und deren Nachahmer in allen Teilen Europas zu. Das Ziel dieser Zeitschriften war es, durch fortwährende Betrachtung („Der Zuschauer") und durch vernünftige Tadel („Der Vernünftler", Hamburg 1713; „Die vernünftigen Tadlerinnen") die Gesellschaft ihrer Zeit zu bessern und moralisch zu heben.

Die heutigen Wochenschriften sind noch weitgehend von diesen Blättern abhängig. James D. Symon[2]) schreibt dazu:

> Der Prototyp der wöchentlichen Review muß in den Tagen Defoes und Addisons gesucht werden. Ihre Kommentare des Augenblicksgeschehens, ihre Streiflichter auf soziale Fragen, ihre leichten literarischen Essays, ihr Interesse an den „polite recreations" der gebildeten Kreise, all das kann schon in ursprünglicher Form in den Periodika der großen Väter des Journalismus gefunden werden.

---

1) Siehe Graham, Walter, English Literary Periodicals. 1930.
2) Siehe Symon, James D., The Press and its Story, London 1914, Seite 260.

Es ist typisch, daß diese Art von Zeitschriften zuerst in England gegründet wurde. Die Meinung, daß die Zeitschrift eine Institution sei, die das Recht, ja die Pflicht habe, der arbiter der Öffentlichkeit zu sein, hat sich bei den englischen Zeitschriften bis heute noch nicht verloren. Symon[3]) nennt sie „des gebildeten Engländers Laienprediger und Instruktor".

Wir wollen versuchen, zuerst ein allgemeines Bild von der Struktur der englischen Zeitschriften zu gewinnen und dann feststellen, wie sich die erfahrungsgemäß gewonnenen Prinzipien ihrer Haltung im Weltkrieg auswirkten.

Es sei vorausgeschickt, daß, wenn im weiteren von Zeitschriften gesprochen wird, hierunter nur die großen, literarisch-politischen Zeitschriften verstanden sind.

Nach Prof. Dovifat (Zeitungswissenschaftliche Lehrplanvorlesung 6 A, SS 1938) gliedern sich die Zeitschriften natürlich in drei Gruppen, „nach der Nähe und Verbindungsenge oder der wachsenden Entfernung von der festen, tragenden Gemeinschaft ..." (Dovifat).

Diese Gruppen sind:

1. Zeitschriften der gebundenen Gemeinschaften
2. Zeitschriften der Zweck- und Richtungsgemeinschaften
3. Zeitschriften der Unterhaltungs- und Bildungsgemeinschaften.

Ich werde zu beweisen versuchen, daß die von uns behandelten englischen Zeitschriften am ehesten der zweiten Gruppe zuzurechnen sind.

3) Siehe Symon, a. a. O. S. 267.

B.

STRUKTUR UND WESEN DER ENGLISCHEN ZEITSCHRIFTEN.

I. Das Erscheinungsbild.

Wir nehmen sechs der größten und bedeutendsten politischen Zeitschriften Englands als Typen zum Gegenstand unserer Untersuchung. Alle diese Zeitschriften tragen einen angesehenen Namen und garantieren durch die Zusammensetzung ihres Leserkreises ihren publizistischen Wert. Um eine gleichmäßige Beachtung aller möglichen Arten dieser Zeitschriftengattung zu gewährleisten, haben wir sie nach zwei verschiedenen Gesichtspunkten ausgewählt. Erstens haben wir nach ihrer politischen Richtung und zweitens nach ihrer Erscheinungshäufigkeit unterschieden. Im einzelnen sind nach dem „Newspaper Press Directory"

1. Wochenschriften:
   New Statesman — liberal
   Spectator — konservativ
2. Monatsschriften:
   The Fortnightly Review — liberal
   The Nineteenth Century — konservativ
3. Vierteljahresschriften:
   The Edinburgh Review — liberal
   The Quarterly Review — konservativ.

Die Zeitschriften sind bis auf den „New Statesman", der erst seit April 1913 besteht, durchweg alt und traditionsreich. Die „Edinburgh Review" besteht seit dem Jahre 1802, die „Fortnightly Review" seit 1865, die „Quarterly Review" seit 1809, das „Nineteenth Century" seit 1877 und der Spectator" seit 1828.

Die äußere Erscheinungsform der Zeitschriften ist konstant, d. h. sie ändern das äußere Bild, das sie dem Leser bieten, selbst bei inneren Umwandlungen, die vielleicht eintreten könnten, nicht. Vor allem aber neigt keine der Zeitschriften dazu, von der inneren Linie, die ihr seit

der Zeit ihrer Gründung eigen ist und die durch verschiedene, später zu bestimmende Faktoren gelenkt wird, abzuweichen.

Die Wochenblätter scheiden sich schon in ihrer äußeren Aufmachung und vor allem in der Gliederung ihres Inhaltes stark von den Monats- und Vierteljahresschriften. Diese äußere Verschiedenheit beruht auf dem Unterschied in der Erscheinungshäufigkeit. Zwischen den Monats- und den Vierteljahresschriften besteht dann kein äußerlicher Unterschied mehr.

1. Der „New Statesmann".

Der „New Statesman" wurde im April 1913 gegründet. Bis 1930 war Clifford Dyce Sharp sein „proprietor-editor", d. h. zugleich Besitzer und Hauptschriftleiter. Heute hat er dieses Amt Charles Mostyn Lloyd übergeben. Das Blatt wurde mit der Absicht einer politischen Unabhängigkeit gegründet.

> ... von keinen Banden der Partei, Klasse oder Weltanschauung gebunden[1])

entwickelte jedoch sofort das Charakteristikum,

> ... to apply to social problems something of the detachement of the scientific spirit.[2])

Daraus entwickelte sich bald eine meinungsmäßige Bindung an den radikalen Flügel der liberalen Partei. Während des Krieges vertrat diese Zeitschrift die Anschauungen der Fabian-Gruppe.[3])

Der „New Statesman" trennt scharf zwischen dem politischen und dem literarisch-kritischen Teil.

Nahezu die Hälfte des Blattes ist der Politik überlassen, d. h. von den regelmäßig 47 Spalten 25.

An erster Stelle bringt der „New Statesman" seine wöchentlichen „Comments", wo er in rund 10 Abschnitten die Ereignisse der vergangenen Woche bespricht. Er geht dabei stets über eine bloße Berichterstattung hinaus, ja, setzt oftmals das Ereignis als solches als dem Leser bekannt voraus und beschränkt sich auf Kommentare. Die „Comments" des New Statesman ersetzen in gewisser Weise den Leitartikel der Tageszeitungen oder deren „Glosse". In den ersten fünf bis sechs „Comments" bespricht er die wichtigsten Ereignisse der Außenpolitik oder aber ein Ereignis der inneren Politik von besonders hervorragender Bedeutung und geht dann zu den inländischen politischen

---

1) Siehe Graham a. a. O. S. 38—39.
2) Siehe Graham a. a. O.
3) Siehe Grünbeck, Max, Die Presse Groß-Britanniens 1936—39 I, 172.

Geschehnissen über, um am Schluß dann die letzte Unterhausdebatte zu besprechen. Die Kommentierung geschieht stets durchaus eigenwillig und nur von der inneren Linie der Zeitschrift bestimmt. Der „New Statesman" selbst hat einmal seine Haltung wie folgt gekennzeichnet:

> ... in allen Fragen der inneren Politik radikal links im liberalen Flügel stehend, in allen Fragen der Außenpolitik aber ebenso radikal rechts.

Nach dem Auftakt der fünf Spalten der Comments folgen dann die eigentlichen redaktionellen Artikel, die durchweg ungezeichnet sind. Es sind durchschnittlich fünf bis sechs Artikel von zwei bis drei Spalten Länge, die Fragen der Innen- und Außenpolitik behandeln. Nur selten verirrt sich einmal ein philosophischer oder religiöser Artikel in diese Sparte. Alle Artikel sind im Gegensatz zu den Monats- und Vierteljahrsblättern nach den gleichen politischen Grundsätzen geschrieben. Kontroversen haben im „New Statesman" wie auch im „Spectator" keinen Platz.

Bei der Mitarbeit an den Wochenschriften wird das alte Prinzip der englischen Zeitschriften aufrecht erhalten, den Namen des Verfassers nicht zu nennen. Lediglich dreimal im Verlauf der fünf Weltkriegsjahrgänge erschienen gezeichnete Artikel. Es handelte sich dabei um zwei kolonialpolitische Artikel des ehemaligen Gouverneurs von Britisch-Uganda, Sir H. H. Johnston und um einen Artikel von Lord Cromer. Die Anonymität der Mitarbeiter wurde zuerst in der „Fortnightly Review" aufgegeben.[4]) Andere Artikel, die nicht politischer Natur sind und von freien Mitarbeitern stammen, tragen im Untertitel die Bezeichnung „Communicated".

Die Menge und Vielfalt der redaktionellen Arbeit und die relative Seltenheit der freien Mitarbeit bildet, wie wir noch sehen werden, einen der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale zu den Zeitschriften mit geringerer Erscheinungshäufigkeit.

Die Artikel selbst sind in ihrem Inhalt und auch ihrer literarischen Form weitgehend durch die Tatsache des wöchentlichen Erscheinens der Zeitschriften bestimmt. Sowohl der „New Statesman" als auch der „Spectator" haben im äußeren Erscheinungsbild und in ihrer inneren Haltung noch den Charakter von Tageszeitungen, was sich naturgemäß aus ihrer engeren Bindung an die Aktualität erklären läßt. Äußerlich kommt diese engere Bindung noch in den „Comments" und in der Themawahl der redaktionellen Artikel zum Vorschein, die

---

4) Vgl. unten S. 18.

sich häufig auf ein wichtiges politisches Ereignis der letzten vierzehn Tage beziehen oder zu Geschenissen der Politik Stellung nehmen.

Noch deutlicher wird diese Annäherung an Inhalt, Ton und Haltung der Tageszeitungen in den „Observations", zwei Spalten von lokalen Beobachtungen und satyrischen politischen Spitzen, die stets der gleiche Mitarbeiter, „Sardonix" schreibt. Sardonix gestaltet seine Sparte wie die Lokalspitze der Tageszeitungen, d. h. er geht von einer örtlichen Beobachtung oder einem Ereignis von lokaler Bedeutung aus, um daran die politische Situation der vergangenen Woche zu erläutern und zu kritisieren. Seine Haltung ist dabei stets regierungsfeindlich, negierend.

Die vierte und letzte Spalte des politischen Teiles bilden die Briefe der Leser an den Herausgeber, die hier „Correspondence" heißen. Diese Leserzuschriften, die sich nicht auf Artikel des Blattes selbst beziehen müssen, sind eine ständige Einrichtung fast aller Zeitungen der angelsächsischen Länder und dokumentieren so die Stellung, die diese in der Öffentlichkeit einnehmen. Durch die „Letters to the Editor" wird betont, daß die Zeitungen und hier auch die Zeitschriften mehr als nur reine Nachrichtenträger sind, sondern daß sie darüber hinaus auch das Amt eines Sprachrohres der Öffentlichkeit und eines Vertreters der öffentlichen Interessen innehaben. Es ist bezeichnend, daß bei den Monats- und Vierteljahreszeitschriften diese Sparte ganz fehlt.

Die Briefe in den englischen Zeitschriften geben wertvolle Hinweise auf die Zusammensetzung des Leserkreises. Durch sie läßt sich feststellen, daß die Leser des „New Statesman" nicht an eine Partei gebunden sind, sondern sich aus allen Kreisen des intellektuellen England zusammensetzen. Bekannte Männer des politischen und literarischen Lebens schreiben in dieser Sparte in Form von Briefen über Dinge, die ihnen besonders am Herzen liegen; die Auswahl der Stoffe ist durch nichts beschränkt.

Als Beispiel seien die Überschriften der Briefe aus einer beliebigen Nummer des „New Statesman" angegeben:

The Dardanelles Report
Proportional Representation?
With Darwin Forward?
The British Institute of Poetry
The Spelling of the Celtic Language
Explosives
Women's Suffrage
Child Welfare

Die Zahl der gewählten Themen ließe sich an Hand einiger Nummern des Blattes beliebig erweitern, um zu zeigen, daß bei ihrer Auswahl der publizistische Wirkungswille der Schriftleitung keine Rolle spielt. Die „Letters to the Editor" sind als solche ein typisches Zeichen der demokratischen Mentalität des Engländers. Sie entsprechen einem Wunsche, an dem von ihm regierten Gemeinwesen durch eine öffentliche Aussprache seiner Meinungen und Anschauungen, durch eine der Allgemeinheit zugängliche Kritik an den Institutionen und Einrichtungen dieses Staates der sie alle umschließenden Gemeinschaft so zu dienen, wie es die individuelle Anschauung für richtig erachtet. Andererseits spielt in der großen Zahl der Zuschriften an die Schriftleitung das literarische Entlastungsbedürfnis des Engländers eine große Rolle, von denen jeder, der den „educated classes" angehört, einmal in seinem Leben „ein Buch geschrieben, ein Haus gebaut und ein Kind gezeugt haben will". Diese Sparte ist also in erster Linie ein Erzeugnis der eigenwilligen, individualistischen und geistig betriebsamen Natur des Engländers der gebildeten Kreise.

Die Tatsache, daß der „New Statesman", der von allen hier zur Besprechung gelangenden Blättern noch am ehesten einer bestimmten Parteirichtung zuzurechnen ist, trotzdem von Mitgliedern aller Parteien gelesen wird, erklärt sich aus der sorgfältigen Pflege, die er seinem literarischen Teil angedeihen läßt.

Es ist nun zwar nicht so, daß der politische Teil nur deshalb gelesen wird, weil ein vorzüglich redigierter literarischer Teil, der von keiner Partenströmung beeinflußt ist, diesen begleitet, sondern er wird auch gelesen, weil er zur Kritik herausfordert, deren Auswirkung sich dann in der „Correspondence" findet. Die angeborene und durch die Public-School-Erziehung verstärkte Sucht des gebildeten Engländers zu debattieren, findet hier ein willkommenes Tätigkeitsfeld.

Der literarische Teil steht zwar beim New Statesman an Umfang hinter dem politischen zurück, ist aber vielgestaltiger und mit größerer Liebe gegliedert. Sein Umfang beträgt durchschnittlich 16 Spalten. Neben wöchentlichen Buchbesprechungen in den Sparten

Books in general
New Novels
Reviews
Shorter Notices

werden wöchentlich Gedichte, Besprechungen von Dramen und Werken bildender Kunst und Musikkritiken gebracht, die durchweg ein hohes Niveau haben. Die einzelnen Sparten werden stets von den gleichen Männern geschrieben, so daß wir auch hier überwiegend redaktionelle Eigenarbeit finden.

Graham[5]) schreibt dazu:

Unter den blühenden Blättern der Gegenwart nimmt der „New Statesman" trotz seines (politischen, d. Verf.) Titels einen hohen Rang unter den Wochenschriften der „belles lettres" ein.

Am Schluß des Blattes finden sich die Anzeigen nach einer kurzen wirtschaftspolitischen Skizze „The City" von Emil Davies, die sich in jeder Nummer an der gleichen Stelle findet, ungefähr vier bis sechs Spalten, maximal also ein Achtel des Gesamtumfanges.

Der „New Statesman" bietet also nach dieser Untersuchung das Bild einer Zeitschrift, die sich nicht allzusehr von den deutschen Zeitschriften der kulturpolitischen Linie, wie wir sie kennen, unterscheidet.

Inwieweit er sich aber in seiner inneren Haltung, seinem eigentlichen Wesen von deutschen Zeitschriften unterscheidet, wird in einem folgenden Kapitel festgestellt werden.

2. Der „Spectator".

Der „Spectator", der seiner Parteirichtung nach im „Newspaper Press Directory" unter den konservativen Zeitschriften vermerkt ist, besteht seit 1828 und hat also eine um 85 Jahre ältere Tradition als der „New Statesman" zu tragen. Diese Tradition kann in gewissem Sinne eine Last sein, denn sie verpflichtet das Blatt zur Innehaltung der ihm durch sie vorgeschriebenen inneren Richtung.

Der Gründer des „Spectator" war der Drucker Robert Stephen Rintoul, der das Blatt bis zu seinem Tode im Jahre 1858 zusammen mit Thormton Hunt leitete. Graham[6]) sagt von ihm:

... in seiner Hand nahm das Blatt, neutral in der Politik, aber entschlossen in seiner Kritik, einen prominenten Platz in der Diskussion aller Fragen der politischen und sozialen Reform ein.

Graham spricht weiter von einer „magisterial seriousness" und kennzeichnet so ein Hauptcharakteristikum dieser ganzen Gruppe der Londoner Wochenblätter, das auf die moralischen Wochenschriften zurückgeht.

Später übernahmen Richard Holt H u t t o n und Meredith T o w n s e n d gemeinsam Besitz und Leitung des Blattes, in dem ihnen 1895 J. St. Loe S t r a c h e y folgte. Seine Helfer waren vor allem während der Zeit des Krieges Charles L. Graves, der gleichzeitig für den „P u n c h" arbeitete und „Mr. Punch's Geschichte des Großen Krieges" und „Mr. Punch's Geschichte des modernen England" herausgab;

5) Graham a. a. O. S. 38—39.
6) Graham a. a. O. S. 231 ff.

außerdem das Parlamentsmitglied für Gallway City, Stephen L. Gwynn, der gleichzeitig Verfasser mehrerer bekannter Biographien ist, und J. B. Atkins. Seit 1925 ist John Evelyn Leslie W r e n c h , der Gründer und Generalsekretär der „Overseas League“ und der „English-speaking-Union“, Eigentümer und Redakteur dieses Blattes.

Wrench folgt ganz der Tration des Blattes darin, daß er in nichts von der allgemeinen Linie der Politik abweicht, die seit der Gründung im „Spectator“ herrscht.

Thomas[7]) schreibt darüber:

> Jeder Besitzer des „Spectator“ fühlt sich in apostolischer Sukzession einer großen Tradition, die den „Spectator“ von jeder Parteirichtung befreit.

Graham[8]) schreibt:

> Die Politik des „Spectator“ ist während seiner langen Geschichte von einer einzigartigen Uniformität gewesen.

In seiner äußeren Gestaltung weist der „Spectator“ viel Ähnlichkeit mit dem „New Statesman“ auf. Hier wie dort finden wir die deutliche Scheidung in einen politischen und einen literarischen Teil. Auch das Verhältnis der redaktionellen Mitarbeit zur freien Mitarbeit ist ungefähr das gleiche.

Wie im „New Statesman“ ist auch im „Spectator“ der politische Teil in vier verschiedene Sparten aufgeteilt.

Voran steht ebenfalls eine Wochenchronik, die ihren aktuellen Charakter bereits durch die Überschrift „News of the Week“ dokumentiert. Die Zahl der einzelnen „News“ liegt aber weit höher als bei den „Comments“ des „New Stateman“. Es sind hier 25—30 statt 10—12. Der grundlegende Unterschied besteht aber nicht in dieser Tatsache, sondern darin, daß hier auf eine Kommentierung der Ereignisse über das Mindestmaß hinaus bewußt verzichtet wird. Die Ereignisse der Woche werden in 6—10 Zeilen kurz geschildert, manchmal wird ihre Tragweite oder die bereits erfolgte Auswirkung gestreift, im übrigen aber überläßt man es dem Leser, sich aus der bloßen Chronik selbst sein Bild zu machen. Worauf diese Tatsache beruht, läßt sich schwer erklären. Wahrscheinlich lehnt man es ab, auf die freie Meinung seines Leserkreises durch eine subjektive Betrachtung der bedeutungsvollen politischen Geschehnisse einen Einfluß auszuüben.

Graham[9]) kennzeichnet diese Haltung:

> Es wird von Rintoul gesagt, daß er versuchte, sein Blatt zu einer wahrhaften und interessanten C h r o n i k aller sozialen Be-

7) Thomas, William Beach, The Story of the Spectator, 1928, S. 3 ff.
8) Graham a. a. O. S. 321 ff.
9) Graham a. a. O. S. 321 ff.

wegungen und alles dessen zu machen, was in Kunst, Literatur und Wissenschaft erreicht worden ist und er setzte sich das Ziel, soziale und politische Reformen o h n e Ansehen der Partei zu fördern.

Der „Spectator" nähert sich also in seinen „News of the Week", soweit es sich um das Angebot eines reichhaltigen Nachrichtenstoffes handelt, der Tagespresse, während er sich darin, daß er diesen Nachrichtenstoff n i c h t publizistisch auswertet, wiederum von den Zeitungen entfernt.

Zum Ausgleich dafür zeigt sich der „Spectator" in seinen redaktionellen Artikeln, die ebenfalls fest an die Ereignisse des Tages gebunden sind, als Publizist im wahrsten Sinn des Wortes. Es soll hier nicht schon näher erläutert werden, inwiefern die innere Haltung des „Spectator", die darin zum Ausdruck kommt, der Zeitung gemäß ist oder nicht. Vorerst genügt die Tatsache, daß die Artikel, die er als „Topics of the Day" bringt, die redaktionelle Haltung des Blattes stark zum Ausdruck bringt.

Thomas[10]) sagt über die politische Färbung der Artikel:

... der „Spectator" ist niemals ein Spiegel gewesen. Politische und moralische Überzeugungen leuchten stets durch seine Betrachtungen hindurch.

Genau wie beim „New Statesman" ist das Ausmaß der freien Mitarbeit recht gering, finden sich doch kaum signierte Artikel in dieser Sparte. Sie enthält zumeist fünf bis sieben Artikel, von denen die ersten vier oder fünf in jeweils ungefähr zwei bis drei Spalten die publizistische Auswirkung der Tagesereignisse, Stellungnahmen und Vorschläge der Schriftleitung bringen.

Es ist auffällig, daß bei keiner dieser Zeitschriften ein Leitartikel erscheint. Der Begriff des „leaders" scheint in der Tagespresse Halt gemacht zu haben und hat anscheinend nicht auf die anderen Arten der Periodika übergegriffen. Sämtliche Artikel der „topics" sind gleichberechtigt in ihrer Stellung, ja, es ist sogar an der Ordnung, daß der erste der Artikel nicht die gleiche politische Bedeutung hat wie die folgenden. Wenn der „New Statesman" den fehlenden Leitartikel wenigstens etwas durch die „Comments" ersetzt, so tritt beim „Spectator" nichts an dessen Stelle. Äußerlich kommt dieser Unterschied bereits in der prinzipiell verschiedenen Überschrift der „Comments" und der „News of the Week" zum Ausdruck.

Die beiden letzten Artikel des „Spectator" erscheinen „unter dem Strich", d. h. sie werden durch einen dicken Strich von den vorangehenden getrennt. Ihr Thema ist nicht mehr politisch, sondern sie be-

10) Thomas a. a. O. S. 4.

schäftigen sich mit allgemeineren Fragen, ohne daß man für diese eine Norm aufstellen könnte. Bald sind es Fragen der Kindererziehung, bald ein religionsphilosophisches Thema, eine lokale Beobachtung aus dem Londoner Leben oder eine literarische Abhandlung, eine kurze biographische Skizze u. a. m.

Die Reihe dieser Artikel wird fortgesetzt in der Sparte „Correspondence", die meist aus einem oder zwei Artikeln über die gleiche Art der Themen besteht und von ungenannten freien Mitarbeitern geliefert wird.

Wenn auch der „Spectator" den gleichen Zeitschriftentypus wie der „New Statesman" repräsentiert, so finden wir doch inhaltlich bei ihm eine größere Mannigfaltigkeit, die sich auch in den „Letters to the Editor" ausprägt, die in der Reihenfolge ihres Erscheinens in der Redaktion in der nächsten oder übernächsten Nummer veröffentlicht werden müssen, wenn nicht schwere moralische oder sonstige Bedenken gegen sie erhoben werden können.

Wir finden im „Spectator" meist 15—20 „letters", die ebenfalls hinsichtlich der Leserkunde aufschlußreich sind. Unter den Verfassern dieser Zuschriften finden wir die gleichen Namen wie im „New Statesman". Es sind nicht durchweg Männer des öffentlichen Lebens, die Briefe an die Zeitschriften senden und von vornherein als geistig aktiverer Teil der Bevölkerung angesprochen werden können, sondern auch in großer Zahl Kaufleute, Lehrer und Geschäftsleute aus Kleinstädten, Gutsbesitzer vom Lande und viele Vertreter des bürgerlichen Mittelstandes. So können wir aus dieser Auswahl der Leserschaft den Schluß ziehen, daß die englischen Wochenschriften nicht standortgebunden sind, d. h. daß der Ort des Erscheinens nicht auch ihre Verbreitung und die Leserschaft bestimmt, wie wir es von der Mehrzahl der deutschen Zeitschriften gewohnt sind. Wenn diese allgemeine Verbreitung über das ganze Inselreich für die Wochenblätter gilt, so wird das noch mehr der Fall sein bei den Monats- und Vierteljahresschriften, die ja inhaltlich nichts bringen, was auch nur annähernd lokalgebunden sein könnte. Lokale Bindungen finden wir, wenn wir von den „observations" des „New Statesman" absehen, auch bei den Wochenblättern nicht. Sie sind vielmehr um eine universelle, d. h. gesamtenglische und sogar imperialistische Haltung bemüht, ein Kennzeichen für alle englischen Zeitschriften.

Nach dem politischen Teil, der ungefähr 35—37 von insgesamt rund 65 Spalten einnimmt, d. h. ungefähr die Hälfte des Gesamtumfanges, beginnt der literarische Teil, der eine ähnliche Prägung wie im „New Statesman" aufweist. Als Besonderheit tritt hier lediglich eine wöchentliche Kurzgeschichte von einer Spalte als „Fiction" hinzu. Der

literarische Teil, der ebenfalls eine gründliche Bücherrundschau aufweist, und sich in der Hauptsache auf eine sehr objektiv gehaltene Betrachtung beschränkt, umfaßt 12—16 Spalten, also ein Viertel des Inhaltes.

Recht umfangreich ist der bis zu 20 Spalten betragende Anzeigenteil, der sich wegen der Qualität der Leserschaft zu solcher Blüte entwickelt hat.

Im „New Statesman" und im „Spectator" haben wir zwei der führenden kritischen Wochenschriften Englands kennengelernt, die eine von ihnen jung und aufstrebend und die andere mit einer langen Tradition und einem klangvollen, erinnerungsreichen Namen. Trotz dieser Unterschiede, die beide Zeitschriften auf ganz verschiedene Wege hätten führen können, mußten wir in ihrer äußeren Erscheinung eine große Gleichförmigkeit feststellen, die beide Zeitschriften als Glieder der großen Kette des geistigen Englands, als Träger gleicher Verantwortung in der Entwicklung ihres Landes kennzeichnet.

Monats- und Vierteljahreszeitschriften.

Sehr groß ist die Verschiedenheit dieses Zeitschriftentyps von den Wochenblättern, sowohl in Hinsicht auf die äußere Aufmachung als auch in der inneren Gestaltung. Rein äußerlich tritt dieser Unterschied schon in der Stärke der einzelnen Nummern zutage. Hatte eine Nummer des „New Statesman" 23 Seiten, des „Spectator" bis zu 35 Seiten, so schwillt der Umfang der Monats- und Vierteljahresschriften bis zu 200 Seiten pro Nummer an.

Eine Gliederung innerhalb der Zeitschrift findet nicht mehr statt, sondern Artikel ist hier an Artikel gereiht.

Die redaktionelle Arbeit ist lediglich auf die Auswahl der einzelnen Beiträge beschränkt, die durchweg von freien Mitarbeitern stammen und gezeichnet sind. Die Themen beschränken sich auf kein bestimmtes Gebiet, sondern bringen vielmehr Beiträge zu fast allen Gebieten des menschlichen Lebens, die von öffentlicher Bedeutung sind. Politik dominiert auch hier, doch sind die Artikel über literarische Themen, über Religion und Gesundheitswesen, Finanzfragen und Kolonialwirtschaft nicht weniger zahlreich. Recht häufig finden wir auch geschichtswissenschaftliche und technische Abhandlungen von 25—30 Seiten und mehr. Als Beispiel für die Mannigfaltigkeit der Themen seien die Titel der Artikel aus der Julinummer der „Edinburgh Review" von 1918 zitiert, die aber ebensogut auch irgendeiner anderen Zeitschrift entnommen sein könnten.

Germanism, Peace and War	by Dr. A. Shadwell
The Navigation Acts	C. Ernest Fayle
Problems of British Banking	Sir C. S. Addis
Afghanistan and the German Threat	Ikbal Ali Shah
The Political Situation in Canada	Claude A. C. Jennings
National Expenditure	I. A. R. Marriott, M. P.
Books and Travel	W. P. James
Irish Realities	
India in Travail	Sir Valentine Chirol
Centralization and Revolution	T. Dundas Pillanz
The Poetry of Francis Ledwidge	John Drinkwater
The Government of England	Miss M. D. Petrie
Wind Power	James Carlille

So vielgestaltig wie die Themen sind auch die Namen der Autoren. Wir finden Vertreter aller Partei- und Geistesrichtungen Englands, die mehrmals in einem gewissen Zeitraum in verschiedenen Zeitschriften arbeiten, ohne sich um die parteipolitische Färbung zu kümmern. Diese Färbung kommt weder in der Auswahl der Artikel noch in deutlicher Form in den vereinzelten Beiträgen, die mit „Editor" bezeichnet, also redaktionellen Ursprungs sind, zum Ausdruck. Die zweifellos bestehende Grundhaltung eines Blattes, d. h. die durch die Tradition und die Stellung der Zeitschrift in der Öffentlichkeit und durch die private Anschauung des Herausgebers bestimmte Einstellung zu politischen Fragen läßt sich lediglich dadurch annähernd bestimmen, daß man die Anzahl der für verschiedene Auffassungen sprechenden Artikel bei politischen Kontroversen studiert. Nur wenn man erkennt, welcher Meinung, wenn auch fast unmerklich, rein räumlich und mengenmäßig der Vorzug gegeben wird, kann man sich ein ungefähres Bild von der wirklichen Einstellung des Blattes machen.

Die Klassifizierung des „Nineteenth Century" und der „Quarterly Review" zu den konservativen und der „Fortnightly Review" sowie der „Edinburgh Review" zu den liberalen Blättern ist mehr eine historische, als daß sich diese Parteifärbung heute noch praktisch auswirkte. So kommen bei einer polemischen Auseinandersetzung beide Parteien zu Worte, ohne daß die Redaktion gewillt ist, durch eine eigene Stellungnahme publizistisch zu wirken.

3. Die „Fortnightly Review".

Graham nennt die „Fortnightly Review" das bedeutendste literarische Blatt des 19. Jahrhunderts. Sie wurde unter der Leitung von

George Henry Lewes im Mai 1865 begonnen. Das, wie der Titel andeutet, vierzehntägliche Erscheinen mußte bald aus finanziellen Gründen zu einem monatlichen umgewandelt werden. Aus dem gleichen Grunde ging das Blatt auch bald aus privater Hand in den Besitz des Verlages Chapman and Hall über, der es heute noch besitzt. Lewes leitete das Blatt bis 1866, bis ihn John Morley ablöste, der als der Führer der „Comtist Party" die Review zum Sprachrohr der Positivsten machte und nach den Worten Grahams[11])

> ... das an sich schon bewundernswerte Blatt zu einer unerreichbaren Stellung unter den angesehensten Organen des menschlichen Geistes und Fortschrittes erhob.

Auf Morley folgten T. H. S. Escott und Frank Harris, bis 1894 W. L. Courtney die Leitung der „Fortnightly Review" übernahm. Während seiner Schriftleiterperiode sicherte er sich auf Grund seiner gleichzeitigen Stellung als Leitartikler des „Daily Telegraph" die Mitarbeit der fähigsten seiner Zeitgenossen und erhob so seine Monatsschrift zu einer beneidenswerten Autorität. Während des Weltkrieges gelang es ihm, dieses Prestige noch durch eine Reihe bedeutender und einflußreicher Artikel zu festigen. Seine Arbeit wurde durch den Umstand erleichtert, daß er zugleich Direktor und später Aufsichtsratsvorsitzender von Chapmann & Hall war. Dadurch wurde die politische und finanzielle Unabhängigkeit der inneren Linie des Blattes gewährleistet.

Die „Fortnightly" hat sich vor allem dadurch ein historisches Verdienst erworben, daß es als erstes Blatt aller Periodika die Anonymität der Mitarbeiter, die heute noch bei den Wochenschriften beibehalten ist, aufgegeben hat.

Graham schreibt dazu:[12])

> Fortan übten die Namen der Autoren ihren Zauber aus, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, die in früheren Jahren von geheimnisvollen Gesellschaften, von Gentlemen und „unsichtbaren Unfehlbaren" beansprucht wurde. So erscheint die „Fortnightly Review" von vornherein als freier und sich bekennender Rebell in der Welt der Periodika und kämpfte sofort gegen einen der heiligsten Leitsätze des britischen Journalismus, — — daß eine Meinung oder ein Urteil an Wert verliert, wenn es bekannt wird, daß es die Meinung eines Einzelnen statt einer Gruppe sei.

---

11) Graham a. a. O. S. 258 ff.
12) Graham a. a. O. S. 261.

4. Das „Nineteenth Century".

Diese im Jahre 1877 von James Knowles gegründete Zeitschrift folgt in vielem dem Beispiel der „Fortnightly Review". Sie wird jetzt von Carol Romer herausgegeben.

5. Die „Edinburgh Review".

Eng miteinander verbunden ist die Geschichte der „Edinburgh Review" und der „Quarterly Review".

Die Edinburg Review wurde 1802 von Sydney Smith, Francis Horner und Francis Jeffrey gegrünget und erfüllte zunächst ihre Aufgabe, politische Themen von Parteigängern aller Lager behandeln zu lassen, bis Jeffrey allein die Schriftleitung übernahm, und eine ausgesprochen whiggistische Politik führte. Er machte die Review damit gegen den Willen seiner Mitbegründer, die das Blatt ausdrücklich als unabhängig bezeichneten und mit ihm eine neutrale Politik vertreten wollten, zu einem reinen Parteiblatt. Durch seine rücksichtslose Meinungsführung und durch den Umstand, daß Jeffrey den literarischen Teil mit seiner persönlichen Anschauung vollkommen beherrschte, vertrieb er erst einmal Tories wie Walter Scott, die an seinem Blatt mitarbeiteten, und forderte weiterhin die Gründung einer Zeitschrift heraus, die der politischen Wirkung seines Blattes entgegenarbeiten sollte. So entstand im Jahre 1809 die „Quarterly Review", die hauptsächlich auf Betreiben Sir Walter Scotts hin gegründet wurde.

Die „Edinburgh Review" und die „Quarterly Review" beherrschten das Jahrhundert. (Graham.)

In den ersten Nummern der „Edinburgh Review" galt das Prinzip: „All gentlemen and no pay". Erst später wurden die Mitarbeiter honoriert.

Seit ihrer Gründung ist die „Edinburgh Review" im Besitze der Familie Longmann in London, die sie verlegt. Seine einzelnen Hauptschriftleiter waren 1802/29 Francis Jeffrey. Danach Macvey Napier, William Empson, George Cornewall Lewis, Henry Reeve (der Außenpolitiker der „Times"), Arthur R. D. Elliott und ab 1912 Harald Cox.

6. Die „Quarterly Review".

Dieses Blatt ist bis zum heutigen Tage im Besitze der Verlegerfamilie Murray. Während des Weltkrieges war Sir George Pro-

thero Chefredakteur, danach übernahm der Verleger Sir John Murray zusammen mit C. E. Lawrence die Redaktion. Lawrence leitet heute noch das Blatt zusammen mit dem Sohn des Verlegers, Oberstleutnant John Murray.

Zwischen den Monats- und Vierteljahresblättern besteht kein äußerer Unterschied. Die durch ihre geringere Erscheinungshäufigkeit gegebene Unabhängigkeit von dem Geschehen des Tages ist bereits so groß, daß auf diese kein Bezug mehr genommen wird. Damit verschwindet auch die letzte Möglichkeit, an Hand der verschiedenartigen Stellungnahme zu aktuellen Problemen eine Andersartigkeit der einzelnen Zeitschriften erkennen zu wollen. Sie alle machen rein äußerlich mehr den Eindruck von Buchreihen, durch die sie ja auch nur durch die Mannigfaltigkeit des Inhaltes unterschieden werden, als von Zeitschriften. Es ist der geistigen Aktivität und der sorgfältigen Auswahl der Schriftleitung zu danken, daß ihre Blätter trotz allem nicht tot wirken, sondern sogar das Gefühl einer bewußten, ganz bestimmten Geisteshaltung einflößen.

Zum Abschluß dieser einführenden Besprechung der englischen Zeitschriften sei noch einmal gefragt, wie wir sie im Verhältnis zu den deutschen Zeitschriften klassifizieren und rubrizieren können. Den Versuch einer Begriffsbestimmung bzw. der Anwendung einer schon bestehenden Definition auf die englischen Zeitschriften wollen wir vorerst beiseite lassen, sondern wir wollen uns nur fragen, in welche der drei eingangs erwähnten Zeitschriftengruppen[13]) die hier besprochenen Blätter einzuordnen seien. Wie gesagt, sei vorausgesetzt, daß wir es hier wirklich mit Zeitschriften im Sinne der Definition von Prof. Dovifat[14]) zu tun haben, die folgendes besagt:

> Die Zeitschrift dient einem umgrenzten Aufgabenbereich fortlaufend und in regelmäßiger Folge. Er bestimmt ihre Öffentlichkeit, ihre Tagesbindung, ihren Standort, die Mannigfaltigkeit und die Häufigkeit des Erscheinens. Die Zeitschrift fördert so eine umgrenzte Gemeinschaft, um sie einer höheren Gemeinschaft zuzuführen.

Bis auf den enger als die übrigen an eine Parteirichtung angeschlossenen „New Statesman" sind alle übrigen Zeitschriften frei von der Bindung an eine organisierte Gemeinschaft. Wenn sie auch in ihrer Haltung allgemein den Grundprinzipien gewisser Parteirichtungen folgen, so nehmen sie doch häufig eine Stellung ein, die dem festen Programm ihrer innerpolitischen Richtung entgegengesetzt ist.

13) Vgl. oben S. 6.
14) Dovifat: Lehrplan - Hauptvorlesung 6A.

Andererseits aber ist bereits durch die Leserwahl die theoretische Einordnung gegeben. Wir haben gesehen, daß sich die Leser aus allen Kreisen des geistigen Lebens Englands, aus allen Parteirichtungen und allen gesellschaftlichen Schichten der gebildeten Mittel- und Oberklassen zusammensetzt. Sie alle finden sich zusammen in der Lektüre der Zeitschrift und der eigenen Mitarbeit an dieser, weil ihnen ein gewisses geistiges Niveau und eine allgemeine Grundrichtung ihrer Lebens- und Geisteshaltung gemein ist, weil sie in den Zeitschriften, gleich welcher politischen Richtung, gleicherweise die wissenschaftliche Belehrung und kritische Orientierung suchen. Die Zeitschrift verbindet alle die Menschen gleicher geistiger Interessen, die nicht nur unterrichtet und belehrt sein wollen, sondern selbst auch dadurch, daß sie, sei es in Zuschriften oder in Artikeln, ihre eigene Meinung und Erfahrung mitteilen, in der Öffentlichkeit, an der Öffentlichkeit und für die Öffentlichkeit arbeiten.

Diese Tatsache berechtigt uns, die englischen Zeitschriften, die wir hier kennengelernt haben, rein aus ihrer äußeren Erscheinungsform und den Lehren der Leserkunde heraus zu der zweiten Gruppe unserer Gliederung, d. h. zu den Zeitschriften der „Zweck- und Richtungsgemeinschaften“ zu rechnen.

Nachdem wir so die Struktur der hier behandelten englischen Zeitschriften kennengelernt haben und ihnen einen Platz in der schematischen Ordnung des Zeitschriftenwesens zuwiesen, müssen wir uns mit ihrem inneren Wesen, ihrer Natur und ihrer Haltung beschäftigen, d. h. wir müssen den englischen Wochen-, Monats- und Vierteljahresschriften durch die in dieser Untersuchung vertretenen Typen ihren Platz in der allgemeinen Publizistik und im Pressewesen Englands zuweisen.

II. Die publizistische Wirkung der englischen Zeitschriften.

Versuch einer Definition.

Bevor wir die Stellung der englischen Zeitschriften im Rahmen der allgemeinen Publizistik klären, muß zuvor dieser Begriff „Publizistik" selbst dargelegt werden. Ich lehne mich hier durchweg an die Darstellung Prof. Dovifats an.

Unter Publizistik verstehen wir eine Tätigkeit, die die drei folgenden Bedingungen erfüllt:

1. sie muß sich in der Öffentlichkeit abspielen, d. h. sie muß aus einem engen, gebundenen Kreise heraustreten,
2. sie muß gegenwartsbewegt, d. h. aktuell sein,
3. sie muß den Versuch machen, die vertretenen Anschauungen gesinnungsmäßig durchzusetzen.

Jede publizistische Führung gewinnt also aus den Spannungen der Zeit erst ihren Inhalt und ihre Öffentlichkeit und erringt ihre seelische Gewalt über diese nur auf gesinnungsbestimmtem Wege, d. h. durch die nach ethischen Prinzipien festgelegte Konsequenz des Handelns. Andere zu dieser eigenen Gesinnung zu bekehren und zu überzeugen, muß das Ziel jeder Publizistik sein.

In Zusammenfassung dieser einzelnen Punkte ergibt sich also als Begriffsbestimmung:

Publizistik ist öffentlich vollzogene, geistige Führung mit Gesinnungskräften durch innere Überzeugung zur Tat.

Wenden wir diese Forderungen publizistischer Führung auch auf die Zeitschriften an, so müssen wir hierbei deren ganz besondere Wirkungsweise berücksichtigen. Sie nimmt ihre publizistische Wirkung vor allem daher, daß sie ihren Leser in dem anspricht, was ihn ganz besonders, sei es beruflich oder in den Interessen seiner Freizeit, berührt. Sie dient somit einem umgrenzten Aufgabenbereich und gewinnt ihre publizistische Wirkung durch den „Lebenswillen in umgrenzten Gemeinschaften". Indem sie nun diesen umgrenzten Aufgabenbereich in Beziehung setzt zur höheren Gemeinschaft, fördert sie die

begrenzte Gemeinschaft, der sie dient, und führt sie dieser höheren Gemeinschaft zu.

Diese Begriffsbestimmung muß für jede Zeitschrift Geltung haben, will sie wirklich ein publizistisches Führungsmittel sein. Gerade auf die großen politischen Zeitschriften Englands müßte sie anwendbar sein.

Der erste Punkt der Definition besagt:
Die Zeitschrift dient einem umgrenzten Aufgabenbereich fortlaufend und in regelmäßiger Folge.

Es will auf den ersten Blick scheinen, als ob diese Forderung des umgrenzten Aufgabenbereiches auf die englischen Zeitschriften nicht zutreffe. Wie wir gesehen haben, ist ihr Inhalt so mannigfaltig, er geht über die bloße Erörterung politischer und literarischer Themen so weit hinaus und bringt vor allem in den Briefen der Leser eine solche Fülle voneinander grundverschiedener Themen, daß es schwer ist, hier den umgrenzten Aufgabenbereich zu erkennen. In den Wochenschriften wird dazu selbst ein Nachrichtenstoff gegeben, dem man, wenn er sich auch hauptsächlich auf Politik bezieht, doch keine fachliche Beschränktheit nachsagen kann. Viel eher ist diese Auswahl auf die geringere Erscheinungshäufigkeit der Wochenschriften zurückzuführen, wofür ja die Tatsache als Beweis dient, daß die Monats- und Vierteljahresschriften überhaupt keinen reinen Nachrichtenstoff enthalten. Dieser würde, in dem Zeitraum bis zum nächsten Erscheinen des Blattes gesammelt, zu einer solchen Fülle anschwellen, daß er rein räumlich im Rahmen der Zeitschrift nicht zu bewältigen wäre. Wir können also hier eher von einem durch die Periodizität als von einem durch fachliche Orientierung bestimmten Nachrichtenstoff sprechen. Die Mannigfaltigkeit des Inhaltes wird noch dadurch betont, daß wir bei einigen der Zeitschriften auch einen Wirtschaftsteil und einen reinen Unterhaltungsteil finden. Allerdings sind diese Sparten auf die Wochenblätter beschränkt. Es scheint daher angebracht, bei einer Definition zwischen den Wochen- und den Monats- und Vierteljahresschriften zu unterscheiden.

Die Wochenschriften ähneln in ihrer ganzen Struktur weit mehr den Tageszeitungen als die anderen Zeitschriften mit geringerer Häufigkeit des Erscheinens. Wir haben diese Tatsache durch ihre größere Bindung an die Aktualität erklärt. Diese wiederum läßt aber die Beschränkung auf einen umgrenzten Aufgabenbereich nicht zu. Andererseits aber sahen wir, daß die Leserschaft sämtlicher Zeitschriften sich aus denselben Personenkreisen zusammensetzt. Wir fanden in der Lebenshaltung, dem Niveau ihrer Bildung und in den Interessen der einzelnen Gruppen eine große Gleichförmigkeit, die sie zu einem be-

sonderen Teile der britischen Bevölkerung macht. Wir haben es hier mit der intellektuellen, d. h. gebildeten und geistig interessierten Schicht der „Upper" und der „Upper-Middle Class" zu tun, die durch die oben erwähnten Faktoren zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen sind. Diese Gemeinschaft ist nicht organisatorisch gebunden, sondern findet den Ausdruck ihrer Gemeinsamkeit in jenen öffentlichen und privaten Institutionen, an denen England so reich ist. Wie die Clubs Sammelpunkte einer ganz bestimmten Gesellschaftsklasse sind, wie sich in den Universitäten die gleichen Menschengruppen finden, so ist auch die englische Zeitschrift das einigende Moment dieser Schicht des „geistigen Englands". Die Zeitschrift war sich von Anfang an dieser Bindung an eine bestimmte geistige Klasse bewußt, wie es der Nachruf auf Rintoul im „Spectator" beweist. Dort heißt es von ihm, daß er sein Blatt zu einer solchen Höhe entwickelt habe,

> ... daß der bei weitem größere Teil der Leser des „Spectator" einer Klasse von Menschen angehört, die nicht von einer Parteileidenschaft ergriffen sind; denn er ist tatsächlich unter jenen Leuten von Kultur verbreitet, die alle Seiten einer Komtroverse anhören können, vorausgesetzt, daß die Argumente gerecht und bescheiden vorgetragen werden.[1])

Wenn auch heute bei den Wochenschriften zumeist eine bestimmte politische Richtung vorherrscht, die damit Kontroversen im Blatte selbst unmöglich macht, so bieten doch die Monats- und Vierteljahresperiodika für eine solche bereitwilligst Platz. Das Vorwort zur ersten Nummer der „Fortnightly Review" sagt ausdrücklich dazu:

> Wir werden versuchen, die Sache des Fortschrittes durch die Aufklärung durch v i e l e Geister zu fördern ... jeder Beiträger spricht auf seine eigene Verantwortung ... in allen Dingen der Führung und der Diskussion ist die „Fortnightly Review" unparteiisch und absolut ehrlich, vollkommen eklektisch und öffnet seine Spalten allen Anschauungen ohne den Versuch einer redaktionellen Konsistenz oder Harmonie.[2])

Dieser letzte Satz berührt bereits ein Kernproblem der englischen Monatsblätter, die bereits seit langem von der eifrigen Verfechtung einer eigenen politischen Anschauung abgegangen sind, die sie zum Tyrannen des 19. Jahrhunderts gemacht hat.

Es ist verständlich, daß diese Unparteilichkeit einen ganz bestimmten Kreis von Menschen anziehen muß, der eben auf Grund seiner gesellschaftlichen Stellung und geistigen Bildung und Beweglichkeit dazu

1) Vgl. „Spectator" 1. Mai 1858.
2) Vgl. „Fortnghtly Review" Mai 1865.

in der Lage ist, an politischen, literarischen, wissenschaftlichen und religiösen Kontroversen teilzunehmen oder eine solche durch eine These in einer der Zeitschriften selbbst aufzuwerfen, und der intellekuelle Eigenschaften aufweist, wie sie der „Spectator" verlangt.[3]) Die Zeitschriften berühren sich mit den Clubs und den Universitäten außerdem noch in dem Punkte, daß alle diese Institutionen der angeborenen Debattierlust der Engländer nachkommen, die einen Grundzug des englischen Charakters ausmacht. Die Tatsache, daß dieser bestimmte Kreis in keiner Weise örtlich gebunden ist, sondern auch über die Grenzen Englands hinaus Briten in den Kolonien und vor allem auch englisch orientierte Amerikaner umfaßt, erklärt den Umstand, daß die englischen Zeitschriften in keiner Weise lokal gebunden sind und daß ihr Standort auf ihren Inhalt keinen Einfluß ausübt.

Es ergibt sich also, daß zumindest in den Monats- und Vierteljahresschriften der Leserkreis der einzige, auf jeden Fall aber vorherrschende Faktor ist, der die Gestaltung des Inhaltes dieser Periodika bestimmt. Wenn der wesensbestimmende Einfluß des Leserkreises bei den Wochenschriften auch nicht von gleicher Stärke ist, so zeigt sich doch hier trotz allem kein prinzipieller Unterschied.

Wenn wir den „Spectator" als typisches Beispiel nehmen, stellen wir mit seinem Biographen Thomas fest, daß der „Spectator" sich von jeder Parteibindung fernhielt und daß, wenn auch sein Nachrichtenstoff von politischen Überzeugungen durchtränkt war, sich diese nur selten offen aussprachen. Wie Thomas betont[4]), wurden dann die Leser, die mit der eingeschlagenen Politik des Blattes nicht einverstanden waren, durch die besondere Güte des literarisch-kritischen Teiles wieder gezwungen, zum „Spectator" zurückzukehren. Damit dient dieser also, wenn er auch im politischen Teil die persönliche Meinung des Eigentümer-Schriftleiters vertritt, doch den Wünschen einer begrenzten Gemeinschaft. Wesentlich ist aber hier, daß sich dieser Dienst an der oben umschriebenen Gemeinschaft nicht auf den politischen Teil erstreckt. Dort gilt allein die persönliche Anschauung des Chefredakteurs, die dieser durchkämpfen will, ohne Rücksicht auf die sich verringernde Auflage des Blattes.[5]) Die Wochenblätter sind, selbst wenn sie die Absicht haben, als neutraler Träger kritischer Aussprachen zu dienen, weitgehendst persönlichkeitsbestimmt und vertreten heute noch einen ähnlichen Typ wie die deutschen Zeitungen des beginnenden 19. Jahrhunderts. Es ist dabei aber beachtenswert, daß diese spezifische politische Anschauung nur in besonders kritischen Zeiten zum Aus-

---

3) Vgl. oben S. 24.
4) Thomas a. a. O. S. 4.
5) Thomas a. a. O. S. 5.

druck kommt, — — wie in Rintouls Kampf für die Reform Bill und die Kolonisation und in Hutton-Townends Kampf für den amerikanischen Norden in dem Secessionskrieg. In ruhigen Zeiten ist daher die Ähnlichkeit mit den Monats- und Vierteljahresschriften vorherrschend.

Der Dienst an der gebundenen Gemeinschaft kommt zudem noch im Inhalt zum Ausdruck, der von gleicher Mannigfaltigkeit wie in den Tageszeitungen ist. „Spectator" und „New Statesman" nennen sich ausdrücklich „A weekly review of news, literature, politics and science". Sie dienen also nicht nur einem ganz bestimmten, engbegrenzten Aufgabenbereich, sondern in der Umfassung all dessen, was Kultur und Politik einbezieht, den ganz besonderen Anforderungen eines sich durch seine vielfältigen Interessen an dem Fortschritt der Menschheit auszeichnenden Kreises. Dieser Aufgabenbereich ist fast unbegrenzt, denn er umfaßt von der Säuglingspflege bis zur Außenpolitik praktisch alle Gebiete des menschlichen Lebens. Die Bevorzugung dieses oder jenes Sachgebietes richtet sich lediglich nach den Anforderungen des Leserkreises.

Es läßt sich also feststellen, daß bei den englischen Zeitschriften doch eine Bindung besteht, die zwar nicht in einem umgrenzten Aufgabenbereich, aber dafür um nicht weniger beschränkend, d. h. exklusiv, ist. Sie besteht in dem Dienst an einer begrenzten Gemeinschaft.

Verfolgen wir die Definition weiter, so kommen wir zu folgendem Punkte.

Der umgrenzte Aufgabenbereich bestimmt ihre Öffentlichkeit, ihre Tagesbindung, ihren Standort, die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes und die Häufigkeit ihres Erscheinens.

Wir kommen der Natur der englischen Zeitschriften näher, wenn wir an Stelle des umgrenzten Aufgabenbereiches die begrenzte Gemeinschaft setzen. Wenn also die begrenzte Gemeinschaft das eigentlich wesensbestimmende Element der englischen Zeitschriften ist, so müssen auch alle anderen Punkte der Begriffsbestimmung durch diese erklärt werden können.

Die begrenzte Gemeinschaft bestimmt in erster Linie die „Öffentlichkeit", d. h. den Leserkreis der Zeitschrift. Ein Mensch, der nicht diesem Kreise angehört oder durch seine Bildung oder durch mangelnde geistige Interessen nicht in diesen hineinpaßt, wird niemals zum Leserkreise der Zeitschrift dieser Gemeinschaft gehören können, denn die exklusive Kraft des Inhaltes ist die beste Gewähr für den wirklich aktiven und interessierten Charakter dieser Gemeinschaft.

Sie bestimmt durch ihre Zusammensetzung und durch die bereits erwähnte Beteiligung an der Gestaltung des Inhaltes der Zeitschrift die Natur und die Mannigfaltigkeit dieses Inhaltes. Naturgemäß ist diese Einflußnahme bei den Monats- und Vierteljahreszeitschriften besonders stark. Der Leserkreis formt sich hier das Gesicht seiner Zeitschrift nach seinen Wünschen. Dafür ist die Tatache Beweis genug, daß in den englichen Zeitschriften mit geringerer Periodizität von 10 Artikeln einer Nummer mindestens neun, oft aber alle von freien Mitarbeitern geschrieben werden, die zum größten Teil nicht Publizisten von Beruf sind.

Neben der Zusammensetzung des Leserkreises muß jedoch noch ein zweiter Faktor in der Gestaltung des Inhaltes berücksichtigt werden. Dieser ist die Häufigkeit des Erscheinens der Zeitschrift. Wir müssen darum hier deutlich zwischen den Wochenschriften und den Monatsschriften unterscheiden, welchen sich die Vierteljahresblätter gleichartig anschließen. Die Wochenschriften stehen mit ihrer größeren Erscheinungshäufigkeit dem aktuellen Geschehen um vieles näher als die anderen Zeitschriften und müssen daher auch in ihrem Inhalt auf diese Bezug nehmen. Wie sich diese Bezugnahme auswirkt, haben wir bei der Besprechung der Struktur der Zeitschriften gesehen.[6]) Die Mannigfaltigkeit des Inhaltes wird dadurch etwas, aber nicht wesentlich beeinträchtigt, so daß wir auch bei den Wochenschriften die Häufigkeit des Erscheinens als einen sekundären Faktor betrachten können. Die Akttualität wirkt sich nicht prinzipiell, sondern nur symptomatisch aus, und hat auf die Gestaltung des Inhaltes nicht den gleichen bedeutenden Einfluß, wie auf die innere Haltung und deren Tonart.

Wenig ist über die Bedeutung des Standortes für das Wesen der Zeitschrift zu sagen. Die Tatsache, daß die „Edinburgh Review", die als einzige der hier besprochenen Zeitschriften nicht in London erscheint, sowohl in ihrem Erscheinungsbild als auch in ihrer Haltung und ihrem Wesen in nichts von den anderen Monats- und Vierteljahresschriften unterschieden werden kann, zeigt deutlich, was der Erscheinungsort zu besagen hat. In London, der Stadt, die ein Siebentel der Bevölkerung des Inselreiches vereint, ist auch das Zentrum des geistigen Lebens des Landes zu finden, wenn man von den traditionellen Metropolen der Erziehung, den großen Universitäten und den Public-Schools, absieht. Die zentrifugalen Tendenzen sind in England nicht so stark, daß sie provinzielle Kulturkreise bilden könnten. Verschiedene solcher Kreise bilden sich nicht wie in Deutschland in einem Ort, der ihre Haltung symbolisch verkörpert, wie München, Dresden und Berlin, sondern in einer bestimmten Gesellschaftsklasse, sind also weit-

6) Vgl. oben S. 14.

gehend soziologisch und nicht lokal bestimmt. Daher spielt auch für die Zeitschrift als Sprachrohr dieser Gesellschaftsklasse der Standort keine Rolle. Die Tatsache, daß die meisten Zeitschriften in London erscheinen, läßt sich durch finanzielle Gründe und durch die Tatsachke erklären, daß die Hauptstadt des Landes größere Beachtung und Verbreitung sichert; nicht aber dadurch, daß London Symbol einer bestimmten Geistes- oder Kulturrichtung ist.

Abschließend läßt sich also sagen, daß die Auswahl des Leserkreises die Öffentlichkeit und die Mannigfaltigkeit des Inhaltes bestimmt, und daß die Tagesbindung und in geringerem Maße auch die Auswahl des Inhaltes durch die Erscheinungshäufigkeit bestimmt wird.

Bisher ist in allen näher betrachteten Punkten der Begriffsbestimmung der Zeitschrift deren eigentliche publizistische Wirkung noch nicht berücksichtigt worden. Würde man die in der allgemeinen Definition bis jetzt angegebenen Punkte für wesensbestimmend halten, würde sich die Zeitschrift nicht über das Niveau einer „Interessenten- und Cliquenzeitschrift" erheben. Der Weg geht aber von dem umgrenzten Aufgabenbereich zu dem Dienst an der höheren Gemeinschaft, indem die Zeitschrift in der Behandlung und Bearbeitung ihres eigenen Gebietes dessen Bedeutung für die höhere Gemeinschaft und die Verpflichtung dieser gegenüber aufweist.

Zuerst erhebt sich die Frage, ob man überhaupt in der Presse eines liberalistisch-demokratischen Staates wie England von einer öffentlichen Führung in eine höhere Gemeinschaft sprechen kann. Für uns heißt das: Erkennt z. B. eine Zeitschrift, die die Belange der Minenarbeiter auf der Basis der Labour-Party vertritt, damit das Bestehen einer höheren Gemeinschaft über dem Gruppenegoismus ihrer Partei an? Ja! Denn daduch, daß diese Zeitschrift für die Durchführung ihrer eigenen Ideen und Gedanken in sozialpolitischer Hinsicht kämpft, strebt sie nach der Gesundung des gesamten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Systems der höheren Gemeinschaft, d. h. des Volkes und des Staates als des Willensträgers dieses Volkes.

Die großen politischen Zeitschriften Englands haben, wie wir erkannten, kein eigentlich beschränktes Aufgabengebiet, durch welches sie ihre Gemeinschaft der höheren Gemeinschaft des Volkes zuführen könnten. Ihr Arbeitskreis wird lediglich durch den Willen der Leser beschränkt, die die Zeitschrift führen, anstatt von ihr geführt zu werden. So können die Zeitschriften auch keinen Anspruch darauf erheben, als Mittel b e w u ß t e r publizistischer Führung zu gelten: Sie sind Mittel der Aussprache und des Meinungsaustausches.

Die Monats- und Vierteljahresschriften haben nicht die innere Konsequenz einer ethisch erfaßten und durchzusetzenden geistigen Haltung, die ein integrierender Faktor in der Auswahl und Beschränkung der Beiträge sein könnte. Ihnen gilt nur der absolute Wert eines Artikels, nicht aber der der eigenen Haltung entsprechende, relative Wert. Sie sind daher auch vielmehr der Auseinandersetzung verschiedener Anschauungen und Meinungen dienstbar, als der eigenen Führung durch eine bewußte Meinungsbildung. In ihrer ganzen Struktur gleichen sie einer Plattform, auf der Meinungen verkündet und polemische Auseinandersetzungen ausgefochten werden, wie z. B. die rostra des römischen Forums, die nur als totes Werkzeug zur Übermittlung verschiedener Anschauungen an ein meinungsmäßig zu gewinnendes Auditorium diente. Wie sehr dieses Charakteristikum der englischen Monats- und Vierteljahresschriften — ohne eine eigene bestimmte Haltung verschiedener Anschauungen und Meinungen als neutrale Plattform zu dienen, — ein wesensbestimmender Faktor, ja, das eigentliche Kriterium ihres Wertes ist, geht aus einem Brief hervor, den Francis Horner, einer der Gründer der „Edinburgh Review", an einen Freund schrieb, als gerade dieses Charakteristikum durch die eigenwillige Politik Jeffreys, des Chefredakteurs, bedroht war. In diesem heißt es u. a.:

> Die „Edinburgh Review" ist in rein persönlichen und Parteirücksichten schon zu weit gegangen, in die sich eine Review niemals ohne den Verlust ihres eigenen Charakters und Wertes einläßt.[7])

Die englischen Zeitschriften mit geringerer als wöchentlicher Erscheinungshäufigkeit führen darum nicht direkt durch die Vertretung einer eigenen redaktionellen Haltung, sondern indirekt dadurch, daß sie verschiedenen Meinungen Raum geben und es der kritischen Kraft des Publikums überlassen, sich selbst aus ihnen die richtige herauszusuchen. Sie sind also nicht an sich publizistisches Führungsmittel, sondern überlassen die Führung den freien Kräften des Landes, die ihren Inhalt, und damit ihre Wirkung gestalten.

Dadurch wird aber ebenfalls eine publizistische Wirkung erreicht, die in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen trotz allem von intensiver Wirkung sein kann.

Welcher Art ist nun diese Publizistik der englischen Zeitschriften? Wir sahen bereits, daß die werbende, meinungsbildende Kraft dieser Blätter ziemlich gering ist. Sie muß gering sein, da sich ihre Verbreitung auf eine Schicht des Volkes beschränkt, die in ihrer Gesamtheit die Führung dieses Volkes repräsentiert. Sie will nicht geführt und einer meinungsbildenden Kraft unterworfen werden, sondern vielmehr

---

7) Graham a. a. O. S. 235.

die Ideen, die sie selber hegt und durch die sie ihren Machtanspruch bekräftigt, erläutern, auseinandersetzen und zum Gegenstand einer Diskussion machen, um so vielleicht neue Wege zu finden und alte zu verbessern. Es ist keine Publizistik der Tat, die in den englischen Monats- und Vierteljahreszeitschriften vertreten wird, die ihre Forderungen grell in die Masse hinausschreit und als politische Zeitschrift selbst aktiv ins politische Leben eintritt, fordert und handelt.

Die Artikel dieser Blätter atmen vielmehr eine gewisse akademische Abgerücktheit, die abseits vom lauten Geschehen des Alltags Probleme erörtert, neue Ideen sucht und findet und neue Wege weist, indem sie den zum Führen auserwählten Schichten die Gelegenheit geben, diesen Führungsanspruch stets aufs neue zu erheben, zu verteidigen und zu rechtfertigen.

Die englischen Zeitschriften dieser Gruppe wirken nicht durch eine planvoll meinungenwerbende Propaganda, noch viel weniger durch eine laute Agitation publizistisch, sondern durch ihre wegweisende und ideenfindende Kraft.

Wollen wir die hier untersuchten Begriffe zu einer Definition der englischen Monats- und Vierteljahreszeitschriften vom Typ der in dieser Arbeit betrachteten Blätter vereinigen, so kommen wir zu folgendem Ergebnis:

> Der in monatlicher und vierteljährlicher Periodizität erscheinende Typ der englischen großen politischen Zeitschrift dient fortlaufend und in regelmäßiger Folge auf dem Wege der Aussprache der Gestaltung des Wesens einer durch Bildung und soziale Stellung begrenzten Gemeinschaft. Diese bestimmt den Leserkreis und die Mannigfaltigkeit des Inhaltes. In der publizistischen Kraft der ideenfindenden und wegweisenden Polemik dieser begrenzten Gemeinschaft dienen diese Zeitschriften der höheren Gemeinschaft.

Der publizistische Anspruch der wöchentlich erscheinenden Zeitschriften geht einen anderen Weg. Wir sahen, daß ihre größere Erscheinungshäufigkeit ihre stärkere, an die Zeitungen gemahnende Tagesbindung bestimmt und daß durch die überwiegende Eigenarbeit der Redaktion der bestimmende Einfluß des Leserkreises kleiner wird. Die Wochenschriften, wie der „Spectator“ und der „New Statesman“, treiben häufig eine eigene, eigenwillige Politik, die durch die Tradition des Blattes, dessen Bindung an die Richtung einer Partei und durch die Person des Editor bestimmt wird. Diese Tatsache führte im Weltkriege dazu, daß der „New Statesman“ eine politische Eigenbrödelei

betrieb, die ihn mitunter weit von der Haltung der britischen Öffentlichkeit entfernte. Der Einfluß der Leserschaft kam dann nur noch in der in den „Correspondence" zum Ausdruck gebrachten Kritik zur Geltung. Es muß allerdings festgestellt werden, daß die Schriftleitung oftmals gegenüber der überwältigenden Ablehnung der Leser Halt machte und in ihrer Polemik eine andere Richtung einschlug, die zwar nie von der vorigen wesensverschieden war, wohl aber dem Willen der Öffentlichkeit Konzessionen einräumte.

Die Wochenschriften fühlen sich aber in ihrer ganzen Haltung als Sprachrohr einer bestimmten Schicht des englischen Volkes, — so der „New Statesman" als Organ der Fabianisten, der „Spectator" als Blatt des linken Zentrums der Konservativen Partei. Sie vertreten ihre Haltung gesinnungsmäßig, d. h. mit charakterlich bestimmter Konsequenz und kämpfen in scharf angreifender Form für die Durchsetzung ihrer Gruppenideen.

Der „New Statesman" z. B. focht während der ganzen Dauer des Krieges für den Gedanken des Völkerbundes und trat bereits frühzeitig mit einem genauen Schema eines solchen vor die Öffentlichkeit. Dieser Kampf, dessen Gewinn seiner Auffassung nach den endgültigen Sieg der Weltdemokratie und des Weltfriedens bringen würde, wurde meinungsmäßig von der im „New Statesman" vertretenen politischen Richtung unterstützt.

Der „Spectator" seinerseits kämpfte ebenfalls während des Krieges für eine zeitweilige Prohibition, die er gleichermaßen aus finanziellen wie aus moralischen Gründen wünschte. In seinem Bestreben, das englische Volk den Krieg „trocken" beenden zu sehen, gründete er eine „Down-Glasses-League" und forderte das englische Volk auf, dem Beispiel seines Königs zu folgen und während des Krieges nicht ihre Energien und die Finanzen des Staates durch Alkohol zu schädigen. Um diese Idee auch wirklich in die Tat umzusetzen, bat er jeden, der mit diesem Vorschlag einverstanden sei, seine Unterschrift an die Redaktion zu senden, damit diese die nötigen Schritte im Unterhause unternehmen könne.

Wir sehen also, daß die Wochenschriften durch das Eintreten für die Belange einer begrenzten Gemeinschaft der Verbesserung der Einrichtungen der höheren Gemeinschaft des Volkes dienen wollen. Darin liegt das Wesen ihrer publizistischen Führung. Ausgehend von der engen gebundenen Gemeinschaft, der sie dienen und die sie vertreten, ordnen sie ihre publizistische Wirkung in den Machtanspruch ihrer Meinungsgruppe ein, um so diese der höheren Gemeinschaft ihrer politischen Idee zuzuführen.

Daß sich die englischen Wochenschriften in ihrer publizistischen Arbeit stets als eine Institution im Dienste der Öffentlchkeit, also der höheren Gemeinschaft, betrachten, geht aus der Tatsache hervor, daß der jetzige Eigentümer und Chefredakteur des „Spectator" J. E. L. W r e n c h, in Anlehnung an das Vorgehen der Times ein Komitee

> mit dem besonderen Zweck, künftige Übertragungen der Aktienmajorität zu verhindern

gegründet hat. Thomas[8]) bemerkt dazu:

> Der Besitz des „Spectator" soll nicht bloß als eine Geschäftsangelegenheit betrachtet werden und soll nicht ohne eine Beachtung der besonderen Umstände dem Meistbietenden übertragen werden oder in unwürdige Hände fallen.

Daraus geht eindeutig hervor, daß sich der „Spectator" als ein Instrument des öffentlichen Dienstes und der öffentlichen Führung betrachtet, das nicht willkürlich auf dem Markte gehandelt werden darf. Die Mitglieder dieses Komitees, die diesem stets nur für die Dauer ihrer öffentlichen Amtsperiode angehören, sind bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Es sind u. a.:

der Lord-Mayor von London,
der Präsident der Rocal Society,
der Präsident der Royal Historical Society,
der Präsident der Law Society,
der Präsident des Institute of Chartered Accountants,
der Chairman des Committee of the Headmasters' Conference.

Aus diesem Grunde geben die englischen Wochenschriften ihre Urteile auch in gesetzgeberischer und alleswissender Endgültigkeit.[9]) Über die verhängnisvolle Wirkung, die sie so auf die Öffentlichkeit ausüben, sagt Graham:

> Ihre religiösen, politischen und kritischen Meinungen schlugen im Geiste von Tausenden von Lesern Wurzeln; ihre magistrale Endgültigkeit beruhigte die Zweifel von Generationen.[10])

Wie die Wochenschriften in ihrer ganzen Erscheinungsform zwischen den Tageszeitungen und den Zeitschriften stehen, bestätigen sie auch in der Art ihrer Publizistik dieses Zwitterwesen. Neben Artikeln, die bis zum äußersten propagandistisch fromuliert und genutzt werden, mit aller Schärfe der meinungsbildenden, überzeugenden Leitartikeln von politischen Kampfblättern finden sich Beiträge, die denen in den Mo-

8) Thomas a. a. O. S. 3.
9) Graham a. a. O. S. 240.
10) Graham a. a. O. S. 241.

natsschriften usw. stark ähneln. Sie haben die gleiche Abgerücktheit vom Alltag in ihrem Inhalt und eine ähnliche akademische Form in dem Ton ihrer Betrachtung. Gerade der „Spectator" war es, der einmal in einem Artikel den Tageszeitungen riet, sich in der maßlosen Tonart ihres publizistischen Kampfes zu mäßigen, da sie so nur unnötig an der Nervenkraft und den seelischen Energien des Volkes zerrten. Der „Spectator" sprach sogar von einer verrückten Hysterie der Tagespresse und riet ihr, besonders aber den Northcliffschen Blättern, es so zu machen, wie die viktorianischen Damen, wenn sie einmal durch ein schreckliches Ereignis die Nerven verloren hatten, nämlich „... to go upstairs and have a good cry ..."

Die Wochenschriften nehmen daher in der Art ihres publizistischen Einsatzes eine Mittelstellung ein, die sie abwechselnd der Propaganda für ihre Ziele und der ideenfindenden und wegweisenden Publizistik nahebringt.

Abschließend können wir als Versuch einer Begriffsumschreibung sagen:

Die englischen politischen Wochenschriften dienen einer politisch gleichgerichteten Gemeinschaft als Sprachrohr und Ideenträger. Ihre Erscheinungshäufigkeit bestimmt ihre Tagesbindung und die Gestaltung des Inhaltes. Sie fördern die Ziele ihrer begrenzten Gemeinschaft, ohne aber parteilich gebunden zu sein, und dienen so der Gesundung der höheren Gemeinschaft.

III. Die Haltung der englischen Zeitschriften im Weltkriege.

a) Allgemeines.

Nachdem wir die englischen Zeitschriften in ihrer Erscheinungsform und im Wesen ihrer publizistischen Wirkung kennengelernt haben, drängt sich uns die Frage auf, wie ihre Stellung in einer Zeit war, die an die gesamte Weltpresse höchste, von der Friedenszeit grundverschiedene Anforderungen stellte — im Weltkrieg.

In England brachte der Krieg eine Koordinierung aller publizistischen Führungsmittel, die teils auf freiem Willen und teils auf einer zwangsweisen organisatorischen Zusammenfassung und der scharfen Handhabung der Zensur beruhte.[1]) Der publizistische Einsatz der englischen Presse nach draußen wurde zentral gelenkt. Die englischen Zeitungen mit ihrer weltweiten Wirkung bekamen Propagandaparolen geliefert, die, vielfältig abgewandelt, in ihrer Wirkung auf das neutrale Ausland und auf den Gegner selbst von starker Wirksamkeit waren. Sie hatten die dreifache Aufgabe, erstens das Rückgrat der Alliierten zu stärken, zweitens die öffentliche Meinung und die Hilfe der Neutralen zu gewinnen und drittens die Moral der Mittelmächte zu schwächen. Daß sich die englische Tagespresse dieser Aufgabe zur Zufriedenheit entledigte, beweist uns der Ausgang des Weltkrieges leider nur zu deutlich.

Die englische Zeitschriftenpresse war in dem allgemeinen Propagandawerk des Weltkrieges von geringerer Bedeutung für die Lenker der öffentlichen Meinung zu dieser Zeit. Einmal nämlich war die Wirkung der englischen Zeitschriften auf das Ausland unbedeutend, da sie

---

1) Über Methoden, Arbeitsweise und Einsatz der englischen Propaganda unterrichtet vorzüglich
H. Wanderscheck, Weltkrieg und Propaganda, Berlin 1939, dort auch ausführliche Bibliographie.
Vgl. auch J. D. Squires, British Propaganda at Home and in the U. S. A., Cambridge 1935.
Vgl. auch W. Zimmermann, Die englische Presse zum Ausbruch des Weltkrieges, Berlin 1928.
Vgl. auch F. Recktenwald, Kriegsziele und öffentliche Meinung in England. 1929.

ja speziell für einen bestimmten Kreis der englischen Öffentlichkeit geschrieben wurden, der in seiner ganzen Mentalität dem Auslande, sei es befreundet oder gegnerisch, sehr entfernt war, und zum anderen machte die Zusammensetzung eben dieses Leserkreises und damit der ganz bestimmte Aufgabenbereich eine Propagierung der einzelnen Parolen überflüssig und würde eine solche sogar lächerlich gemacht haben, denn es waren ja die Leser dieser Blätter selbst, die mitgeholfen hatten, sie zu prägen. Eine Anwendung dieser Mittel, die durchweg für die breite, leicht zu überzeugende und leicht zu erregende Masse des Volkes bestimmt war, auch auf die englische Oberschicht, hätte deren eigentlichen Zweck verfehlt.

Daraus ergibt sich eine größere Unabhängigkeit der englischen Zeitschriften von dem allgemeinen Feldzug der britischen Propaganda. Der totale Anspruch dieses Krieges aber, der das gesamte öffentliche Leben bis in seine letzten Fasern hinein umfaßte und umgestaltete, erklärt es, daß es in den politischen Erörterungen dieser Blätter kaum ein anderes Thema gibt. Immer wieder setzt man sich, besonders in den Monats- und Vierteljahresblättern mit den Gründen und Zielen dieses Krieges auseinander und stellt ausführliche Systeme für die künftige Neuordnung der europäischen Politik auf, denen im Hinblick auf die Person der Verfasser dieser Pläne ein nicht geringer Wert beizumessen ist. Die Wochenblätter nehmen ihrerseits vor allem Stellung zu den jeweiligen Problemen des Tages, vergessen aber darüber hinaus nicht, sich auch mit den gegensätzlichen Prinzipien des Krieges auseinanderzusetzen, wie es die anderen Zeitschriften aus ihrer Natur heraus viel häufiger und gründlicher tun.

Der Krieg verwischt dabei bis auf ganz geringe Ausnahmen jede Verschiedenheit, die sonst in der politischen Färbung bestanden hat, und bewirkt eine Gleichförmigkeit der Ausrichtung. Diese besteht nicht so sehr im Tone der Haltung oder in den Ergebnissen der Polemik, sondern in dem einzigen Ziel, das alle Zeitschriften anerkennen, — nämlich, den Feind, Deutschland, zu schlagen und zu vernichten. Diesem Ziel sind die englischen Zeitschriften während der ganzen Dauer des Krieges gewidmet und sie verfolgen es mit hartnäckiger Konsequenz, seien sie nun liberal oder konservativ gerichtet. Diese Uniformität der Zielsetzung kommt letzten Endes aus der allgemein gleichen Grundhaltung der englischen Zeitschriften, die sich alle ohne Ausnahme als Hüter des Prinzipes der Demokratie empfinden. Alle Blätter sind Vertreter jener Züge des englischen Volkscharakters, die sie als wahrhaft demokratisch empfinden und fühlen sich dazu berufen, die Wahrung dieser Prinzipien in der Öffentlichkeit zu übernehmen. Daher kommt die überlegene, richterliche Haltung, die bei Besprechung inner-eng-

lischer Probleme zum Ausdruck kommt. In diesem Charakterzug der englischen Zeitschriften finden wir Eigenarten der alten moralischen Wochenschriften wieder, die sich auch als Hüter der großen und edlen Prinzipien der menschlichen Gesellschaft und als Kämpfer gegen die, die diese Grundsätze bedrohten, empfanden.

Deutschland ist der Gegner, der gegen die von England vertretenen Grundsätze der Volksherrschaft, des Individualismus, — dieses „geheiligten Begriffes" —, der Freiheit und der Gerechtigkeit im Leben der Nationen angehen will. Der Angriff auf Belgien ist ihnen allen dafür Beweis genug. Deutschland ganz allein ist es, das all die gegensätzlichen Prinzipien der Autokratie, der Unterdrückung der persönlichen Freiheit, des brutalen Machtanspruches des Staates nach innen und in der Gesellschaft der Völker verkörpert.

Damit aber greift Deutschland auch noch ein zweites Prinzip der englischen Politik an, dessen begeisterte Vertreter die englischen Zeitschriften sind. Selbst der liberale, arbeiterfreundliche „New Statesman" vertritt die Idee des Imperialismus und verteidigt die imperialistische Poltik Englands, die ihm mit allen gerechten und humanen Methoden der Demokrate zu arbeiten scheint. Der deutsche Machtanspruch auf einen „Platz an der Sonne" verletzt hier empfindlich die all-britischen Belange und bedroht die Stabilität der englischen Seeherrschaft, von der die Existenz des Empire abhängt.

Die aus moralischen, ideologischen Forderungen resultierende Ablehnung Deutschlands und die Furcht vor der Weltpolitik, vor der Losung des Kaisers: „Weltmacht oder Niedergang" sind die beiden Punkte, die die heftige und ausnahmslose Gegnerschaft der englischen Zeitschriften zum Deutschen Reich verursachen. Und da die von Deutschland angeblich gefährdeten ideen- und realpolitischen Begriffe von allen englischen Zeitschriften verteidigt werden, erklärt sich so die Uniformität der Zielsetzung in diesen. Sie kommt auch darin zum Ausdruck, daß dieselben Männer in allen Zeitschriften schreiben, — oft über ähnliche oder gleiche Themen und so den Eindruck der völligen Übereinstimmung auch der redaktionellen Haltung erwecken.

Innere Verschiedenheiten sind lediglich bei der Erörterung gewisser Fragen zu bemerken, die sich mit Problemen der Innenpolitik, wie der Wehrpflicht und der Zensur befassen und bei der Diskussion über den Völkerbund, wobei sich das Kuriosum ergibt, daß sowohl die Blätter, die für den Völkerbund sind, als auch die, die gegen ihn schreiben, ihn aus gleichen Motiven heraus ablehnen oder befürworten. Für die einen verlangt es die Demokratie, daß der Völkerbund der einzige bestimmende Faktor der Neuordnung Europas nach dem Kriege werde, wäh-

rend in anderen die demokratischen Ideale einen Kollektivismus der Staaten abzulehnen scheinen.

Der Ton bei der Erörterung dieser Fragen wie auch bei der publizistischen Auseinandersetzung mit dem Gegner sticht bemerkenswert von dem der englischen Tagespresse ab. Im allgemeinen bestimmt die größere Entfernung von der leidenschaftlichen Erhitzung des Gefühls durch das Tagesereignis auch einen ruhigeren Ton in der Besprechung dieses Ereignisses in den Wochenschriften, während die Monats- und Vierteljahresblätter meist auf eine solche überhaupt verzichten. Deren Ton ist fast immer bemerkenswert sachlich und mitunter sogar verständnisvoller, als man es von der englischen Presse gewohnt ist. Man kann sich aber hier, wo von einer Wirkung auf die breite Masse des Volkes oder auf das Ausland nicht die Rede sein kann, ein solches Verständnis schon leisten; denn in politischer Hinsicht kostet es nichts, während andererseits der Kredit und das Prestige der englischen Oberschicht durch diese anscheinende Objektivität erhöht wird. Doch sind selbst diese Artikel, die sich um ein Verständnis bemühen, recht selten.

Es bleibt zu untersuchen, wie die Haltung der englischen Zeitschriftenpresse bestimmten Problemen des Weltkrieges gegenüber war, auf welchen Grundsätzen sie beruhte und wie sie sich auswirkte, um so ein Kriterium ihres Wertes als Faktor des englischen Geisteslebens zu erhalten.

b) Probleme des Krieges und die englischen Zeitschriften.

1. Die letzten Friedenstage.

Als die Kunde von dem Mord an dem österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand die europäische Öffentlichkeit erreichte, reagierte auch die englische Presse sofort sehr heftig. Obzwar die Ereignisse in Irland, die einen Bürgerkrieg heraufzubeschwören schienen, die englische Öffentlichkeit in großem Maße beschäftigten, die Zeitungen und die Zeitschriften mit seitenlangen Artikeln füllten, erkannte man doch in England gleich, daß dieser Mord vielleicht Anlaß zu Ereignissen von weittragender Bedeutung sein könnte. Man besprach in den Zeitschriften sofort die Möglichkeit eines Krieges und überprüfte die Stellung Englands in diesem Konflikt, der bald ein europäischer werden sollte. Die Haltung der englischen „weeklies" blieb dabei während der ganzen Dauer der rasch aufeinanderfolgenden Ereignisse konstant. Es gab kaum ein Blatt, das nicht die Tragweite der Geschehnisse erkannte, wenn auch einige, so der „New Statesman", versuchten, diese noch zu bagatellisieren. Bis zum tatsächlichen Ausbruch des Krieges veränderten die Zeitschriften die einmal eingenommene Stellung nicht, die ihnen von der ganzen inneren Struktur des einzelnen Blattes, der partei- und weltpolitischen Färbung und den Verfassern der einzelnen Artikel zugewiesen wurde.

Die Tat von Serajewo an sich wurde in allen Blättern der Insel scharf verurteilt. Alle Gründe, die zu ihr führten, und wären sie in den Augen der Engländer noch so gerecht, konnten nicht die Tatsache verleugnen, daß es sich hier um einen Mord, und zwar um einen Mord an dem Angehörigen eines gekrönten Hauses und dem Thronfolger der neben Rußland größten Monarchie der Welt handelte. Der allgemeinen Stimmung verleiht der „Spectator" Ausdruck, wenn er, dem starken dynastischen Gefühl der Engländer wie der angelsächsischen Sentimentalität Rechnung tragend, sagt:

> Mit tiefem Bedauern verzeichnen wir die Nachricht von der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand. Die Sympathie und das Mitleid aller Engländer haben sich dem alten, einsamen Kaiser und den Kindern der Ermordeten zugewandt.[2])

2) Spectator vom 4. 7. 14.

Doch vergaß man in England nicht, daß es sich hier nicht lediglich um eine persönliche Frage, sondern viel mehr noch um eine weltpolitische handelte. Der Ermordete war nicht nur der Sohn eines alten, einsamen Mannes, sondern vor allem der Thronfolger Österreichs, eines Landes, dessen innenpolitische Methoden seit langem die liberale Öffentlichkeit beschäftigten und die der demokratische Engländer als Anachronismus betrachtete. Seine Ermordung war ein politischer Akt, der sofort begann, seine Kreise zu ziehen. Österreichs diplomatische Aktionen richteten sich gegen Serbien, dem sofort die Unterstützung der englischen öffentlichen Meinung zuteil wurde. Die Sympathie für Serbien, ein Land, das offen als das Land der Königsmörder angesprochen wurde, war nicht eben groß in England. Das Empfinden stand vielmehr auf Seiten des österreichischen Kaisers; doch man wußte, daß sich hier die Lösung einer Frage anbahnte, wie sie ein von England vertretenes Prinzip, das Nationalitätenprinzip, forderte. Die „politische Sympathie" der Engländer ging sofort zu dem kleinen Land über, das, nach Meinung des Inselreiches, sein Recht gegen einen übermächtigen Nachbarn verteidigte. Etwas ähnliches wie die Griechenbegeisterung zur Zeit Byrons wurde, wenn auch in bedeutend kleinerem Maßstabe, für Serbien empfunden.

Man wußte noch nicht recht, wie man diese zwiespältigen Sympathien, die menschliche und die politische, vereinigen sollte und verlegte sich erst einmal auf die Rolle des unbetroffenen, objektiven Zuschauers, der beiden Parteien nur das Beste will.

In seinem Artikel „The political Effects of the Murder" schreibt der „Spectator":

> Wir zweifeln nicht, daß der Mord der dumme, törichte und grausame Ausdruck des wohl begründeten Gefühls der Südslawen ist, eine unterdrückte Rasse zu sein. Wenn alle die einzelnen Nationalitäten des Kaiserreiches sich in einem föderalistischen System selbst regieren dürften, so könnte dann dort wohl Frieden eintreten. Es gibt aber in der Tat mehr Schwierigkeiten, als wir, die wir Österreich-Ungarn alles Gute wünschen, aufzuzählen wagen. Noch ist es nicht möglich, zu sagen, wie die meisten von ihnen überwunden werden können, aber es gibt doch wenigstens ein Heilmittel für die dauernde Schwäche und den größten Skandal des Kaiserreiches; und das ist, daß es nirgendwo erlaubt sein soll, daß Südslawen der Spielball magyarischer und teutonischer Willkür sind.[3])

In diesem Artikel sind bereits alle vorher erwähnten Elemente vereinigt.

---

3) „Spectator" vom 4. 7. 1914.

Der politisch immer etwas eigenwillige „New Statesman" formulierte diesen Konflikt der englischen öffentlichen Meinung folgendermaßen:

> Die Kette der Ereignisse, die wir zu fürchten haben, scheint die ganze Unvermeidlichkeit antiker Tragödien zu bergen. Denn hier scheint niemand an dem Unheil schuldig, außer vielleicht Serbien. Es ist Serbiens Unglück, nicht seine Schuld, daß es in Verfolg der panslawistischen Idee die Existenz des österreichischen Kaiserreichs bedroht.
>
> Die Lage ist zweifellos beunruhigend, und die Gefühle zwischen Deutsch-Österreichern und katholischen Slawen bergen Elemente wirklicher Gefahr in sich.[4])

Doch hoffte der „New Statesman" noch am 26. 7. 14, daß die Zeitungen und die Börse die Gefahr wie so oft in den letzten zwei Jahren übertrieben haben.

Soweit man die englischen Zeitschriften als Sprachrohr der englischen oberen Schichten betrachten darf, und man darf das zweifellos, kommt in ihnen die ganze schwankende Haltung dieser Kreise zum Ausdruck. Die Situation ist zu unklar, man hat im eigenen Lande nicht den Rücken frei, man ist sich vor allem nicht über die Stellung Deutschlands im klaren.

Der „New Statesman" vertritt auch in diesem Punkte eine optimistische Meinung. Er schreibt über die Möglichkeit eines europäischen Krieges:

> Außerhalb Österreichs ist die gesamte öffentliche Meinung Europas gegen den Krieg; obwohl Deutschland nicht gewillt ist, Österreich gedemütigt zu sehen, ist es völlig gegen militärische Handlungen in Europa gerade zu diesem Zeitpunkte.[5])

Das Blatt sieht aber klar, daß es in Europa, das in politischer Hinsicht ein Flechtwerk von Bündnissen, Verträgen und Übereinkommen darstellt, unmöglich ist, den Konflikt zu lokalisieren. Er gibt der gesamten öffentlichen Meinung Ausdruck, die sich bewußt ist, daß das Europa von 1914 ein Pulverfaß darstellt, in das vielleicht in Serajewo der zündende Funke gefallen ist.

Er schreibt noch am 1. August 1914 in seinen „Comments":

> Während wir schreiben, ist das Schlimmste noch nicht eingetreten. Die nächsten Tage oder Stunden werden entscheiden, ob das gegenwärtige System der „Balance of Powers" uns jene Sicher-

4) New Statesman 1. 8. 14.
5) New Statesman 26. 7. 14.

heit gibt, die seine einzige raison d'être ist, oder ob es eine Schlinge und ein Irrtum ist und ganz Europa in einen Krieg verstrickt, den keiner wünscht.

Wer kann Rußland tadeln, wenn es sich weigert, das junge slawische Brudervolk zerschmettern zu lassen, und wer Deutschland, wenn es keine siegreiche russische Armee an seinen Grenzen dulden kann; und wer Frankreich, wenn es dem Bundesgenossen zu Hilfe eilt?

Aber hier hört die Kette auf. Italien und England sind nicht durch die gleichen zwingenden Bindungen wie die anderen vier Mächte verpflichtet. Darüber hinaus ist keiner von beiden im geringsten geneigt, den Parteien zu helfen, an die er nominell gebunden ist.[6])

Mit dieser Anschauung gibt der „New Statesman" der damals in ganz England herrschenden Ansicht, keinen Krieg um Serbiens und Rußlands willen zu riskieren, Ausdruck. Mochte man auch die von Serbien verfochtene Politik im Prinzip billigen, weil sie sich mit den liberal-demokratischen Prinzipien Englands deckte, so herrschte doch, wie zu Serbien, auch zu dessen Beschützer, Rußland, keine besondere Neigung. Die Ansicht der „unvoreingenommenen" englischen Öffentlichkeit ging vielmehr andere Bahnen. Man sah den Konflikt letzten Endes als etwas an, was England nicht direkt berührte und erwärmte sich lieber an dem Zukunftsbilde, das Sir Bampfylde F u l l e r in der Juli-Nummer des „Nineteenth Century" unter der Überschrift „An Ideal Alliance' 'entwarf. Er vertrat dort den Gedanken eines engen Bündnisses zwischen Deutschland, England und Amerika, diesen

... drei Staaten, die die Lehre vom Werte des Individuums, dem Kult der Sauberkeit und Behaglichkeit, die sanitäre Fortschrittlichkeit und charakterliche und politische Merkmale gemeinsam haben.[7])

Man nahm zwar diesen Vorschlag nicht ernst, wurde jedoch durch die Warnung Sir Bampfylde's vor einer russisch-französischen Vorherrschaft in Europa nachdenklich.

Eine Auswirkung dieses Artikels mag in einem der Comments des „New Statesman" zu finden sein, als er schrieb:

Ein vollkommener Zusammenbruch Deutschlands und Österreichs könnte den Auseinanderfall beider Reiche bedeuten. Das würde den Aufstieg Rußlands auf dem Balkan und in Kleinasien und dessen Herrschaft auf unserem Wege zum Osten nach sich ziehen. Das wäre vom Standpunkt der britischen Interessen aus

6) New Statesman 1. 8. 14.
7) Nineteenth Century Juli 14.

ebenso katastrophal wie ein deutscher Triumph. Aber noch mehr: die Interessen der gesamten westlichen Zivilisation könnten in Frage gestellt werden ...

Die bloße Tatsache, daß Rußland sich große Summen Geldes von Frankreich geliehen hat, hat es noch lange nicht zivilisiert, obwohl es Frankreichs Zuneigung ihm gegenüber erwärmt haben mag. Die höhere Zivilisation hört an den Ostgrenzen Deutschlands und Deutsch-Österreichs und an der Adria auf. Wir alle wissen, ... daß im gegenwärtigen Augenblick die am höchsten ... dastehenden Mächte der Alten Welt einander unter den Augen eines großen Reiches an der Kehle liegen, das mittelalterlich in seiner Mentalität, aber modern in seiner Kriegführung ist, und das, wenn jene einander erschöpft haben, sie alle bedrohen könnte, und die Ideale, die sie vertreten und die Kultur, die sie in schmerzvollen Jahrhunderten entwickelt haben.[8])

Das sind die wahren Gründe, die den drohenden Krieg bis zum Augenblick der tatsächlichen Kriegserklärung in England unpopulär gemacht haben. Innerlich fühlte man doch die Verbundenheit der „two white nations", die man nicht in einem Krieg für das despotische Rußland, das beargwöhnte Serbien und das heimlich verachtete Frankreich aufs Spiel setzen wollte.

So glaubt der „Spectator" auch am 25. 7. 14 noch nicht an die Möglichkeit eines Krieges und hofft, daß Deutschland alles aufbieten werde, um seinen Bundesgenossen von weiteren Schritten abzuhalten. Eine Woche später aber, als man sich mit dem Gedanken eines eventuellen Krieges doch vertrauter gemacht hatte, gibt der „Spectator" diese optimistisch neutrale Haltung auf und beginnt vorsorglich, eine Kriegsschuld Deutschlands zu konstruieren. In seinen „News of the Week" schreibt er:

Man hoffte und glaubte zunächst, daß sich Deutschland um jeden Preis einschalten würde, um seinen heißköpfigen Bundesgenossen davon abzuhalten, mehr zu tun, als Serbien nur eine diplomatische Schlappe beizubringen. Deutschland gab jedoch sehr frühzeitig zu verstehen, daß es mit dem österreichischen Entschluß, nicht nur diplomatische Ohrfeigen auszuteilen, sondern zumindest zeitweilig serbisches Gebiet zu besetzen und Serbiens Armee und Volk einen schweren physischen Schlag zu versetzen, einverstanden war. Außerdem machte es klar, daß Deutschland wieder seine „glänzende Rüstung" anlegen würde, wenn irgend eine fremde Macht versuchen sollte, Serbiens Züchtigung zu verhindern.[9])

8) New Statesman 8. .8. 14.
9) Spectator 1. 8. 14.

Zwar erwähnt J. Ellis B a r k e r, — der Frankfurter Jude Eltzbacher, — in seinem großen Artikel „The Murder of the Duke — The Cause and the Consequences" bei der Besprechung der europäischen Situation eine eventuelle Einmischung Deutschlands noch nicht und hält einen sich aus dem Konflikt entwickelnden Krieg für unwahrscheinlich, doch muß die Entwicklung der Dinge, wie er sie schildert, notwendigerweise auf einen solchen hinauslaufen, auch wenn er die Möglichkeit anscheinend ablehnt. Er sagt:

> Die Lage der Doppelmonarchie ist verzweifelt. Das Land ist von internen Streitereien, von einem wahrhaften bellum omnium contra omnes zerrissen. Es kann in seiner gegenwärtigen Form nicht weiterleben und kann augenscheinlich auch nicht umgebildet werden. Es scheint deshalb, daß Österreich zum Zusammenbruch verurteilt ist; daß die Doppelmonarchie in ihre einzelnen Komponenten aufgelöst werden muß. Österreich-Ungarn ist ein mittelalterlicher Anachronismus in dieser modernen Welt.[10])

Es ist also wahrscheinlich, daß die englischen Zeitschriften sich über die Auswirkungen des Konfliktes letzten Endes doch klar wurden und daß die anscheinend die Rechte der kleinen Nationen vertretenden Engländer sehr wohl den Anlaß von der Wirkung zu trennen vermochten. So richteten sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Feind, das kaiserliche Deutschland. Der serbisch-österreichische Konflikt mußte notwendigerweise Deutschland an die Seite Österreichs rufen, und dann war für England der Weg zu einer endgültigen Auseinandersetzung mit dem Zweiten Reich frei. Deshalb setzte sofort ein Rätselraten über die Haltung der englischen Regierung ein; denn der Öffentlichkeit war das Maß der englischen Verpflichtungen innerhalb der Entente nicht genau bekannt.

Wieder nimmt der „New Statesman" eine optimistische, in keinem Verhältnis zu den Tatsachen stehende Haltung ein. Er glaubt zu wissen[11]), daß, wie Deutschland, auch Frankreich aus „wirtschaftlichen und anderen Gründen" gegen den Krieg sei und daß der „freundliche Einfluß Englands in der gleichen Richtung ausgeübt wird".

Dasselbe Blatt schreibt dann:

> Wenn die britische Regierung es sich erlaubt, auf den Spuren Frankreichs und Rußlands in den Konflikt hineingezogen zu werden, so mag sie damit den einzigen Weg einschlagen, der ihr unter den gegenwärtigen Verhältnissen offensteht; aber es ist zwecklos zu be-

---

10) Fortnightly Review VII. 14.
11) New Statesman 26. 7. 14.

haupten, daß sie irgend eine Art nationalen Auftrages hinter sich habe.[12])

Gerade dieser Fall ist typisch für die Bewertung der englischen Periodika. Jedes glaubt, die öffentliche Meinung zu repräsentieren oder gibt es wenigstens vor. Da jedoch diese Zeitschriften mit ihrem kleinen Anzeigenteil, der bei den Vierteljahresschriften überhaupt wegfällt und dem von vornherein beschränkten Leserkreis, der einesteils parteipolitisch und anderenteils durch sein geistiges Niveau bestimmt wird, nicht auf Leserfang um jeden Preis wie die Tageszeitungen angewiesen sind, so ist es zumeist der Herausgeber, der den Typ seines Blattes prägt, seine eigene Politik vertritt und doch meint, im Auftrage der Öffentlichkeit zu sprechen.

So vertritt der „Spectator"[13]), auch im Namen des englischen Volkes, eine diametral dem „New Statesman" entgegengesetzte Haltung, die er aber im Gegensatz zu diesem während der ganzen Dauer des Krieges nicht verändert und die ihn zu einem der deutschfeindlichsten und verständnislosesten unter den englischen Periodika macht. Er schreibt:

> Wenn das Schlimmste eintritt, werden wir getreu zu unseren Freunden und zu unseren Verpflichtungen stehn; — eine Politik, wie sie Ehre und eigenes Interesse gleichermaßen vorschreiben. Wenn der große Kampf kommen sollte, so wird niemand sein Ergebnis voraussagen können, aber wir in diesem Lande können zum mindesten fühlen, daß wir in Notwehr kämpfen und daß wir mit Ehre und Ehrlichkeit fechten werden.

Er fügt dann hinzu:

> Auch fühlen wir, obwohl wir es nicht darauf anlegen, auf diesen Umstand besonderes Gewicht zu legen, daß, soweit wir betroffen sind, der Augenblick günstig ist.
>
> Wenn der Krieg kommt,

heißt es in dem Artikel „If War comes" vom gleichen Datum,

> muß England zu seinen Freunden stehen und ebenfalls mobilisieren und den Krieg erklären. In einer so schrecklichen Lage müssen wir unser Auge immer auf das richten, was stets unser Ziel sein soll. Das Ziel des Krieges ist, den Feind zu schlagen, — zu gewinnen. Man kann den Krieg nicht mit begrenzter Verantwortlichkeit führen! Halte dich aus dem Kampf heraus, solange du kannst; aber wenn du einmal im Kriege bist, wirf jeden Mann, jeden Schilling und jedes Gramm Kraft in die Wagschale.

---

12) New Statesman 1. 8. 14.
13) Spectator 1. 8. 14.

In einer anderen Zeitschrift erschien ein Artikel Sidney Lows „Germanism and Prussianism", der noch einmal die ganz unsichere Haltung der englischen Öffentlichkeit und die undurchsichtige Haltung Sir Edward Greys zum Gegenstand hat.[14])

Auch der Herausgeber der „Edinburgh Review", Harald Cox, besprach in einem Artikel die Ereignisse des Juli 1914.[15]) Rückschauend erkennt er, daß damals die englische Öffentlichkeit in zwei Lager gespalten war. Deshalb ist für ihn das wichtigste Ereignis der ersten Kriegsmonate die Erkenntnis, daß der Krieg mit Deutschland unvermeidlich war. Selbst diejenigen Engländer, die, wie auch er, geglaubt hätten, daß Greys Politik zu anti-deutsch gewesen sei, um noch einer russischen Agression gegenüber auftrumpfen zu können, mußten einsehen, daß diese Annahme falsch war. Sie seien nämlich, so sagte Cox, von der Meinung ausgegangen, daß Deutschland trotz aller Ambitionen gewillt war, zu leben und leben zu lassen. Er behauptet dann, daß Deutschlands einziges Ziel gewesen sei, die britische Macht zu zerstören; eine Behauptung, die für England die Berechtigung zum Kriege enthält und deren Quellen daher später noch genau zu prüfen sein werden. Cox jedenfalls belegt seine Behauptungen damit, daß, wenn es Deutschlands einzige Befürchtung gewesen sei, daß die slawischen Massen eines Tages seine Ostgrenzen überfallen könnten, es doch die Freundschaft Englands und Frankreichs gesucht hätte. Über die Tatsache der deutschen Annäherungsversuche vor dem Krieg geht er einfach mit den Worten hinweg:

> Doch Sir Edward ließ sich von den einzelnen Versuchen Deutschlands, die Freundschaft Englands zu gewinnen, die lediglich gemacht wurden, um einen Teil der britischen Öffentlichkeit zu täuschen, nicht hinters Licht führen, sondern suchte Freundschaft dort, wo treue Freundschaft möglich war und bereitete sich auf den Krieg vor.

Diese Worte sind einige der ganz wenigen Bestätigungen dafür, daß England auf den Krieg vorbereitet war, während die Presse England sonst immer zum Zeichen seiner Schuldlosigkeit als völlig unvorbereitet hinstellte. Diese Worte Cox' sind eben nur aus der eigenwilligen Haltung der Herausgeber der englischen Zeitschriften zu erklären, die ihr Blatt für eine öffentliche Einrichtung halten und sich deshalb berechtigt glauben, Politik auf eigene Faust zu treiben. Cox führt dann weiter aus:

> Glücklicherweise kam der Krieg im für England günstigen Moment. Die tolpatschige Diplomatie Deutschlands setzte uns in die

14) Edinburgh Review X. 1914.
15) Edingurgh Review X. 1914.

Lage, Hilfe nicht zu suchen, sondern zu gewähren. Sie beraubte Deutschland des dritten Mitgliedes des Dreibundes, während es seinen Gegnern die Heere Serbiens und Belgiens und die Smpathie des größeren Teiles der zivilisierten Welt zu Hilfe brachte. Daß Deutschland unter solchen Bedingungen zum Kriege gezwungen wurde, läßt sich nur durch die Tatsache erklären, daß seine Politik von seinen Militärs bestimmt wird.

Vom Standpunkt der Soldaten aus war das Jahr 1914 eine ausgezeichnete Gelegenheit. Es fehlte nur ein guter casus belli. Die Wahl dieses Streites war gut getroffen, denn es war sicher, daß England seine Waffen nur zögernd zur Verteidigung eines Landes aufnehmen würde, daß die Zivilisation durch Morde an seinem Königshause und durch Greuel auf dem Schlachtfelde herausgefordert hatte. Das Spiel wurde durch die Willigkeit Serbiens, beinahe jede Demütigung dem Kriege vorzuziehen und die schließliche Bereitwilligkeit Frankreichs und Rußlands, eine Form des Kompromisses zu suchen, verdorben.

So verschwand der wohl ausgesuchte Kriegsanlaß, und Deutschland begann den Krieg auf zwei Fronten, — zynisch, brutal, ohne den Schatten einer Entschuldigung.

Diese hier ausgedrückte Antipathie Englands einem slawischen Angriff auf Deutschland gegenüber wurde auch durch die Worte Sir Edward Greys an den französischen Botschafter in London, Cambon, bestätigt, als er am 29. Juli sagte:

In a Balkan-quarrel and in a struggle for supremacy between Teuton and Slav we should not feel called to intervene.

Zusammenfassend läßt sich über die Haltung der englischen Zeitschriftenpresse während der letzten Tage vor dem Ausbruch des Weltkrieges folgendes sagen:

Der Krieg als solcher war in seinen Anlässen nicht populär in der englischen Öffentlichkeit bzw. in den Kreisen, die die Zeitschriften vertreten. Persönliche Gründe, die zumeist in dem konservativen, dynastischen Gefühl der Engländer begründet liegen, ließen eine Stellungnahme für Serbien nur zögernd eintreten. Andererseits war in einem kommenden Kriege gerade die Allianz mit Frankreich und Rußland kein erfreulicher Aspekt.

Man erkannte jedoch nach kurzer Unklarheit sofort, daß sich hier die Möglichkeit zu einer bewaffneten Auseinandersetzung mit dem schärfsten Konkurrenten des britischen Imperiums anbahnte und machte von da an die Politik der Regierung, die bewußt auf einen Krieg abzielte, mit. Dieser Umschwung der öffentlichen Meinung wurde durch

die rechtzeitige Konstruktion einer Kriegsschuld Deutschlands bzw. der Schuld Österreichs an den Anlässen des Krieges erleichtert.

Die englischen Zeitschriften stellen sich hier in den Dienst der Sache der höheren Gemeinschaft, auch wenn diese den eigenen Anschauungen zuwider läuft, wie das Beispiel des „New Statesman" beweist.

Während die Wochenschriften in ihrer Bindung an die Aktualität der Ereignisse in ihrer Tonart und der Schärfe ihrer Angriffe nicht prinzipiell von der Tagespresse zu unterscheiden sind, begnügen sich die Monatsblätter mit einer Aussprache über die Anlässe des Krieges und berühren weder seine tieferen Ursachen noch die tatsächliche Entwicklung der Ereignisse.

Das Ergebnis dieser ersten Untersuchung zeigt klar, daß die englische periodische Presse sich bewußt als Mittel zur Führung der Öffentlichkeit, sei es auf dem Wege der bewußten propagandistischen Führung oder auf dem Wege der Aussprache, einsetzt. Ohne ihre Eigenart aufzugeben, reiht sie sich in die große Linie der britischen Propaganda ein. Naturgemäß wollen und können sie weniger auf das feindliche und neutrale Ausland wirken, als vielmehr ideenklärend und im Rahmen ihrer besonderen Aufgaben die Meinung bestimmter Kreise der britischen Öffentlichkeit führend eingreifen. Sie behalten auch im weiteren Verlaufe des Krieges die frühere Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes bei, um so ihre politische Wirkung durch die Werbekraft des literarischen Teiles zu steigern und auch die anzusprechen, die den Tageszeitungen durch ihre Zurückhaltung vom politischen Geschehen nicht zugänglich sind.

2. Englands Kriegsgründe.

Wie schon der „Spectator" in seinem letzten Artikel[1]) vor Kriegsausbruch sagte, waren die Kriegsgründe, die in den englischen Zeitschriften proklamiert wurden, zweifacher Natur, — nämlich, erstens solche, die von der Ehre, und zweitens solche, die von dem eigenen, d. h. englischen, Interesse diktiert wurden.

Bei der Proklamation der ideellen Kriegsgründe Englands mag wohl der englische „cant" eine große Rolle spielen, wenn man auch

---

Zu der Geschichte der letzten Tage vor Kriegsausbruch vgl. auch:
J. W. Headlam-Morley „History of Twelve Days".
H. W. Steed „Through Thirty Years" Seite 1—30.
Charles Macaulay Trevelyan „Grey of Fallodon".
Sir Edward Grey „Twentyfive Years".

1) Siehe oben S. 42.

nicht leugnen kann, daß soweit ständige Wiederholung einer Behauptung den Glauben an diese bedeutet oder erweckt, die Engländer selbst von diesen überzeugt waren.

Der Grund zu diesen Behauptungen liegt in der Geschichte Englands begründet. Durch sein ständiges System der „Balance of Powers", das immer wieder gegen die stärkste agressive Festlandsmacht verteidigt werden mußte, hatte sich in dem puritanischen Engländer das Bewußtsein der Sendung seines Volkes gebildet, sein Land, den Hort der Freiheit und Demokratie, und damit diese Begriffe selbst gegen den kontinentalen Gegner, der stets der Vertreter einer entgegengesetzten Staatsauffassung war, verteidigen zu müssen.

The Rev. A. H. T. Clarke hat diese Ansicht des englischen Volkes wie folgt formuliert[2]):

> Der deutsche Kaiser hat gezeigt, daß er in Beziehung auf unsere Zeit das ist, was Nimrod der patriarchalischen Welt, Nebukadnezar für die Juden während der babylonischen Gefangenschaft, was Attila der Hunne dem niedergehenden römischen Reiche war und was Phillip II., Ludwig XIV. und Napoleon I. für unsere Väter waren: eine Geißel Gottes, die die Freiheit der Welt auszulöschen droht. Wenn England gewinnt, gewinnt die Freiheit und Wahrheit und Religion und Moral. Wenn Deutschland gewinnt, gibt es keine Zukunft. Der Barbarismus wird die Welt beherrschen.
>
> Deutschland hat sein Kriegsziel öffentlich formuliert. Es lautet „Weltmacht oder Niedergang". Und da England, das in den Krieg eintrat, um Belgien zu rächen und das Gleichgewicht der Mächte in Europa wiederherzustellen, Deutschlands Weg zum Weltreich am meisten sperrt, muß es England vernichten, um nicht selbst vernichtet zu werden.

Das Bewußtsein des puritanischen Engländers, dem auserwählten Volke anzugehören, spricht hier deutlich mit und läßt auch für ihn die naive Vermischung ideeller und materieller Ziele nicht unnatürlich, sondern im Gegenteil selbstverständlich erscheinen; denn wenn England dafür sorgt, daß seine materiellen Interessen nicht bedroht werden, so sorgt es gleichzeitig dafür, daß die ideellen Grundsätze und Begriffe, die England repräsentiert, zum Wohle der Welt erhalten bleiben. Wenn wir uns nun diese Ziele im einzelnen anschauen, so finden wir, daß in der gesamten englischen Zeitschriftenpresse hierüber eine bemerkenswert Einmütigkeit herrscht. Das ist einfach durch den Umstand zu erklären, daß diese Ziele nicht Eigentum eines Parteiprogramms oder einer bestimmten englischen Geistesrichtung sind, sondern vielmehr einen festen Zug des englischen Volkscharakters wiedergeben, den wir

2) Nineteenth Century V. 1918.

gewohnt sind, mit „englischer Heuchelei“ zu bezeichnen, dessen eigentliche Ursachen aber viel tiefer sitzen.

Hier haben die insulare Lage Englands, die rasche Entwicklung zum mächtigsten Reich der Erde, der Einfluß der weiten, offenen See, die geschichtliche Entwicklung des Parlamentarismus in England, das Bewußtsein, die einzige, wirkliche und erste Demokratie der Welt zu sein und verschiedene andere Komponenten mitgewirkt, die Resultierende, — d. h. den englischen Anspruch, arbiter orbis terrarum zu sein, sich entwickeln zu lassen. Es muß einem anderen Abschnitt dieser Arbeit vorbehalten bleiben, diese Zusammenhänge noch einmal etwas ausführlicher zu beleuchten.

Der „New Statesman“ bekennt sich in seinem Artikel „The Survival of England“ ebenfalls zu diesem Glauben.[3])

> Das England, welches kämpft, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen und Europa den Frieden zu erhalten, ist wahrhaftig kein England, dessen man sich schämen müßte. England ging in den Krieg mit dem „. . light of justice in his face . .“

Archibald H u r d behauptet[4]):

> Wir kämpfen nicht um die Herrschaft zu gewinnen, sondern für die Freiheit, nicht für Reichtum, sondern für die Ehre, nicht um territorialen Gewinn, sondern für die Wahrheit.

Wenn man diese Züge des englischen Charakters bedenkt, kann es nicht wundernehmen, wenn der „New Statesman“, der noch am 1. Aug. behauptete, daß die gesamte englische Öffentlichkeit gegen eine Kriegspolitik der Regierung sei, nun in der nächsten Nummer das gerade Gegenteil schreibt:[5])

> Unsere Regierung hat Deutschland den Krieg unter Umständen erklärt, die ihr die einige und entschlossene Unterstützung des Volkes sichern.
>
> Ohne von Vorurteilen geblendet zu sein, ist es nicht möglich, nach den Tatsachen, wie sie uns bekannt sind, zu leugnen, daß Großbritannien niemals mit reineren Händen in den Krieg gegangen ist.

In der gleichen Nummer versichert er in dem Artikel „British Motives in the War“:

> Unter all diesen Umständen zögern wir nicht zu bekennen, daß unsere Regierung berechtigt war, in den Krieg einzutreten. Zurückhaltung würde Groß-Britannien alles Vertrauen und alle Achtung gekostet haben, . . .

---

3) New Statesman 6. 4. 1918.
4) Fortnightly Review IX. 1914.
5) New Statesman 8. 8. 1914.

nachdem der „New Statesman“ vorher die Rede des britischen Außenministers vom 3. August 1914 kommentiert hatte, in der dieser als Kriegsgründe Englands 1. die Bande der Entente, die allein jedoch nicht den Kriegseintritt Englands rechtfertigen würden, 2. die Möglichkeit einer Beschießung der französischen Kanalküste durch Deutschland und 3. vor allem und hauptsächlich die Verletzung der belgischen Neutralität aufführte.

Der Fall Belgien mußte während der ganzen Kriegsdauer immer wieder dazu dienen, in den Engländern das Bewußtsein ihrer Sendung wachzuhalten. Hier war in geradezu vollkommener Weise eine Vereinigung der beiden Ziele der englischen Kriegführung, nämlich Wahrung der allgemeinen humanen und der eigenen Interessen zu finden.

J. A. R. Marriott sagt darüber folgendes in seinem Artikel „England and the Low Countries“[6]):

> Der große Krieg bildet eine Ausnahme von der Regel (.. daß Anlaß und Ursache der Kriege meist in keinem Verhältnis zueinander stehen; d. Verf.). Was die Teilnahme Großbritanniens anbetrifft, so war der Anlaß kaum weniger bedeutend als die tiefe, lang wirkende und fundamentale Ursache. Die letztere muß natürlich auf die Entschlossenheit des Kaiserismus zurückgeführt werden, das Weltreich Großbritanniens zu zerbrechen.
>
> Der unmittelbare Anlaß aber ist in der zynischen Mißachtung Deutschlands der feierlichen Vertragsverpflichtungen und in der schändlichen Verletzung der belgischen Neutralität zu suchen.
>
> Die unverschämte Forderung Deutschlands und deren Zurückweisung von Seiten Belgiens stärkte die Hände des britischen Kabinetts enorm. Hier war **die** Sache, auf die man zählen konnte, um die Reihen der Engländer zusammenzuschließen, die e i n e Sache, die allen Kreisen der Wählerschaft verständlich gemacht werden konnte.
>
> Es ist immer ein Maxim der britischen Politik gewesen, niemals die Niederlande in der Verfügung einer Macht zu belassen, — sei diese nun Frankreich, Spanien oder Preußen, — die in der Lage ist, die „liberties of Europe“ zu bedrohen.
>
> Glücklicherweise brachte die Krise von 1914 keinen Bruch dieser Regel. Niemals ist die überlieferte Tradition der britischen Politik mit vollständigerer Einmütigkeit und entschlossenerem Willen bekräftigt worden. Niemals ist der Zorn des englischen Volkes mehr erregt worden, als durch den unprovozierten, zynischen und verräterischen Angriff Deutschlands auf Belgien. Niemals hat sich die englische Sympathie wahrer und besser gezeigt, als gegenüber den unschuldigen und unglücklichen Opfern deutscher “Kultur“, —

6) Edinburgh Review I. 1915.

dem heldenmütigen und leidenden Volke, das immer unser Freund und nun unser Gast ist.

Es wäre wahrhaftig für die britische Regierung sehr viel schwerer, wenn nicht gar unmöglich gewesen, ohne Belgien als casus belli die britische Öffentlichkeit zum Kriege zu bewegen.

Diese Aufgabe wurde noch wesentlich erleichtert durch die Unterredung Bethmann-Hollwegs mit Sir Edward Goschen und sein unglückseliges Wort vom „Fetzen Papier", das während vier langer Jahre die Polemik der englischen Presse nährte.

Als ein Beispiel der Unzahl der „Fetzen Papier"-Artikel diene der Aufsatz des „Spectator" — „A Scrap of Paper", in dem es heißt:[7])

> Hier haben wir die Kriegsgründe quasi in einer Nußschale, — jenen grundlegenden Meinungsunterschied. Wir mußten entweder die deutsche Auffassung vom Fetzen Papier, d. h. dem feierlich gegebenen Wort der Völker annehmen oder aber durch das Opfer des Krieges versuchen, unserer Anschauung, daß dieses mehr als nur das sei, zum Siege verhelfen.
>
> Gott sei Dank, zögerten die britische Regierung und das Volk nicht, sondern waren einmütig entschlossen, ihr versprochenes Wort einzulösen, obwohl es ihr eigenes Verderben sein konnte. Indem wir diesen Weg einschlugen, gehorchten wir dem Gebote der nationalen Ehre und der Treue und erwiesen der Menschheit einen großen Dienst.

Die Quintessenz all dessen, was bisher über die i d e e l l e n Kriegsgründe Englands gesagt worden ist, bringt der Dean von St. Pauls, W. R. I n g e, in seinem Artikel über „Patriotism":[8])

> Wir glauben an Ritterlichkeit und fair-play und Freundlichkeit — an diese Dinge zuerst und vor allem; und wir glauben, wenn auch nicht gerade an die Demokratie, so doch an eine Regierung, unter der ein Mensch sagen und denken kann, was er will. Wir glauben nicht an den Krieg und nicht an „bullying". Wir schmeicheln uns nicht, daß wir Übermenschen seien; aber wir sind überzeugt, daß die Ideen, für die wir eintreten und welche wir versucht haben auszuführen, wichtig für den friedlichen Fortschritt und das Glück der Menschheit sind; und wir haben das Schwert für diese Ideen gezogen.
>
> Seit der große Kampf begann, sind die Worte Abrahams Lincoln's allen im Herzen:

---

7) Vgl. S. 82.
8) Quarterly Review VII. 1915.

With malice towards none, with charity towards all, with firmness in the right as God gives us to see the right let us try on to finish the work we are in!

Die materiellen Gründe, die England zum Kriegseintritt veranlaßten, werden in sämtlichen Zeitschriften in drei Gruppen dargestellt:

1. die Bindungen der Entente und insbesondere die sich aus dem Flottenabkommen ergebenden Verpflichtungen Frankreich gegenüber;
2. das Bestreben, die balance of powers aufrechtzuerhalten und
3. die Belgien geleistete Garantie aus dem Jahre 1831, für die Grey in dem Vorgehen Gladstones 1870 einen Präzedenzfall hatte.

Die beiden ersten Gründe waren in England nicht sehr populär und auch die Zeitschriften scheinen nicht sehr viel für einen Krieg übrig zu haben, der lediglich zum Schutze eines anderen Landes unternommen wurde. So retten sie sich immer wieder in die Behauptung, daß die Ententebindungen verteidigen heißt, in gleicher Weise die wirklichen Interessen Englands zu schützen und seine hohe Stellung als Hort der Freiheit durch Erfüllung der Freundespflicht wahren.

Die Schwäche der Entente wurde allgemein erkannt, da aber die eigentlichen, geheimen Kriegsgründe Englands ganz anderer Natur waren, mußte man auf jeden Fall versuchen, diesen vorgeschobenen Grund populär zu machen.

Sidney Low schreibt dazu in seinem Artikel „Germanism and Prussianism“[9]):

Man kann die Entente nicht mit dem üblichen Enthusiasmus betrachten. Wir haben uns dadurch, daß Frankreich seine Flotte im Mittelmeer konzentrierte, um dort unsere Aufgabe zu erleichtern, verpflichtet, den Schutz der westlichen und nordwestlichen Küste Frankreichs zu übernehmen, selbst im Falle, daß Frankreich der Angreifer sei.

Die Schwäche der Entente besteht hauptsächlich darin, daß sie England zur Hilfeleistung verpflichtet, ohne das Ausmaß dieser Verpflichtung genau festzulegen. So wußte Deutschland, obwohl es die Entente fürchtete, doch nie, wie weit es gehen durfte. Hätte sich England in klaren Worten durch ein Verteidigungsbündnis gebunden, so hätte man auch im Lande selbst gewußt, wo man steht und hätte seine Waffen rechtzeitig schärfen können. Man hätte den modernen Germanismus verstehen und sich entscheiden müssen, wie diesem zu begegnen sei.

9) Edinburgh Review X. 1914.

Noch klarer wird diese ablehnende Haltung des englischen Bürgers den Ententeverpflichtungen gegenüber und der in der Verletzung der belgischen Neutralität gefundene Kriegsanlaß in dem Artikel „The War“ von Harald Cox:

> England wurde durch die Verletzung der belgischen Neutralität gezwungen, in den Krieg einzutreten.
>
> Die Frage der Verpflichtung gegenüber Frankreich war, obwohl bedeutend wichtiger als die gegenüber Belgien, vom Ehrenstandpunkt aus nicht so klar. Die Entente stellte es nach Meinung Grey's und des englischen Volkes der Regierung frei, zu entscheiden, ob und wann sie dem Freunde zu Hilfe eilen mußte. Allerdings ließ das Flottenabkommen bedeutend weniger Freiheit. Danach war England verpflichtet, die französische Kanalküste und die Atlantikschiffahrt zu verteidigen. Außerdem aber konnte es England nicht dulden, Frankreich vernichten zu lassen.[10])

So wird es klar, daß die Entente als Bündnis an sich England noch lange nicht zum Kriege veranlaßt haben würde, wenn nicht mit der Niederlage Frankreichs zugleich ein starker Machtzuwachs Deutschlands und eine direkte Bedrohung der englischen Ostküste verbunden wäre.

Der Kriegsgrund Englands war vor allem ein rein realpolitischer, der durch die moralischen Verpflichtungen dem „Freunde“ und dem „kleinen, heroischen Belgien“ gegenüber nur verborgen wurde.

Der offenere „Spectator“ formuliert diese Diskrepanz einmal folgendermaßen, als er einen Artikel „Britain's Duty“[11]) veröffentlicht:

> Fundamental wichtig als beherrschende Note unserer Kriegspolitik ist die Entschlossenheit, um jeden Preis einen geraden Kurs zu steuern. In die jetzige Krise übertragen heißt das, daß das britische Volk nun die Versprechen, die es anderen in seinem Verhalten, wenn auch nicht durch bindende Worte gegeben hat, erfüllt. Es wird das tun, was es anderen Völkern erlaubt hat zu erwarten. Unsere Pflicht ist, zu unseren Freunden zu halten, und wir werden zu ihnen stehen, sei die Last auf unseren Schultern auch noch so schwer. Aber obwohl diese Pflicht an sich unser Verhalten schon genügend rechtfertigen würde, so ist es doch nicht unwichtig, daß wir uns erinnern, daß selbst wenn wir auf keine Weise verpflichtet wären, zu Frankreich und Rußland zu halten, wir ihnen letzten Endes aus Gründen der Selbsterhaltung beistehen müßten. Ohne unsere Hilfe könnten diese Länder geschlagen werden, und Deutschland wäre dann mit seinen Gefolgsstaaten der Herr Europas.

---

10) Edinburgh Review X. 1914.
11) Spectator 1. VIII. 1914.

Der wahre Kriegsgrund Englands, nämlich die Erhaltung des Gleichgewichts der Mächte in Europa, das England zu dem Zünglein an der Waage machte, läßt sich aus den englischen Zeitschriften unschwer nachweisen. Zwar geht z. B. der „New Statesman" in seinem Bestreben, England aus dem Kriege herauszuhalten, auch hier wieder eigene Wege, doch kann man seine Haltung nicht als typisch für die Gesamtheit betrachten, so, wenn er in einem Artikel über „The Relationship of the Great Powers"[12]) sagt:

> Die Vereinigten Königreiche sind in verschiedener Weise an dem Kampf interessiert. Zuerst durch den Wunsch, ein europäisches Gleichgewicht der Mächte zu erhalten; zweitens durch die Bindungen der Entente und drittens durch das besondere Interesse an dem Schicksal Frankreichs und der fortgesetzten Neutralität der Niederlande, besonders des Hafens Antwerpen.
>
> Wir erkennen aber alle drei Gründe nicht als zwingend an.
>
> Was das europäische Gleichgewicht betrifft, so muß es durch einen Frieden gewahrt bleiben, denn es gibt außerhalb Europas noch zwei aufsteigende junge Mächte, nämlich die U. S. A. und Japan, denen nur ein gesundes Europa Widerstand leisten kann.
>
> Über die Ententebindungen läßt sich sagen, daß England keine Verpflichtungen eingegangen ist, durch die es automatisch in irgend jemandes Kampf mitkämpfen muß; und Frankreich wird durch seinen Bevölkerungsrückgang immer schwächer, so daß die Tendenz dahin führt, daß England sich auf die Seite Deutschlands stellen muß.

Dieses oppositionelle Blatt hielt seine Meinung, daß England nicht berechtigt und verpflichtet sei, an dem Kriege teilzunehmen, unter Angabe aller möglichen Gründe aufrecht, bis dann die Besetzung Belgiens auch ihm den Anlaß gab, mit seiner Haltung im Kielwasser des „Spectator" und ähnlicher Zeitschriften zu segeln.

Man muß sich fragen, was wohl die englische Regierung gemacht hätte, um den Krieg, zu dem sie fest entschlossen war, in der englischen Öffentlichkeit durchzusetzen, wenn nicht die Verletzung der Neutralität Belgiens das Rechtsempfinden, der Kampf dieses kleinen Volkes gegen seinen mächtigen Nachbarn aber die Sentimentalität des englischen Volkes wachgerufen hätte. Es hätte sonst ohne Zweifel ein starkes Übergewicht der non-interventionistischen Kreise geherrscht, doch wurden so deren Argumente durch die ständig geschürte und bewußt in hellen Flammen gehaltene Empörung über das Los Belgiens verdrängt. Lancelot L a w t o n faßt in seinem Artikel „The Errors and

12) New Statesman 1. VIII. 1914.

Miscalculations of German Diplomacy" summarisch die Kriegsgründe Englands zusammen. In seiner Darstellung kommen in so klarer Weise die einzelnen Argumente zum Ausdruck, daß wir mit diesem Artikel die Besprechung der vorliegenden Frage abschließen können[13]):

> Als Großbritannien in den Krieg eintrat, war es sich bewußt, daß Ehre und eigenes Interesse gleichermaßen keinen anderen Weg vorschreiben konnten und daß seine Sache „just in the sight of heaven" war.
>
> Gleicherweise wurden Frankreich und Rußland, seine Partner in der Entente und nun seine Verbündeten auf dem Schlachtfelde, durch den starken und einfachen Glauben an die Richtigkeit ihrer Politik zur Tat gezwungen.
>
> So kamen drei der größten Nationen der Erde ruhig und überlegt zu dem Entschluß, daß, da ihnen nun ein Kampf auf Leben und Tod aufgezwungen war, die furchtbaren Folgen eines allgemeinen Krieges der schrecklichen Demütigung vorzuziehen sei, die unausbleibliche Folge einer diplomatischen Niederlage sein würde.
>
> Es wurde allgemein erkannt, daß Deutschlands Verlangen jenes Gleichgewicht der Mächte in Europa zu zerstören suchte, das ein Existenzfaktor des Britischen Empire ist. Auch wurde überall voll erkannt, daß wir Frankreich feierlich verpflichtet waren und daß wir, kämen wir diesen Verpflichtungen nicht nach, unseren guten Namen und unseren Ruf unrettbar zerstört hätten. Niemand glaubte ernstlich daran, daß wir uns nur deshalb im Kriege befänden, weil Österreich mit Serbien einen Streit ausfechten wollte. Die Stellung unverschämter Ultimata, die Verletzung der belgischen Neutralität, die verspäteten Versuche des deutschen Kanzlers, die britische Ehre zu versuchen — all das überzeugte klardenkende Menschen schnell, daß ein skrupelloser Feind nach der militärischen Herrschaft in Europa und der Unterwerfung der britischen Diplomatie strebte.

So kristallisiert sich die Haltung der englischen Öffentlichkeit, wie sie in den Zeitschriften ihren dokumentarischen Niederschlag fand, folgendermaßen heraus:

Der willkommene, populäre Anlaß zum Kriege war die Verletzung der belgischen Neutralität, die mit dem bekannten Druck auf die britischen Tränendrüsen zu einer „Weltschande" gemacht wurde. Die Verpflichtungen durch die Entente waren, nicht zuletzt durch die Tatsache, daß sich das demokratische England mit dem despotischen Rußland vereinigen mußte, nicht sehr populär und wurden auch von dem größeren Teil der Zeitschriften nicht als bindend betrachtet.[14])

---

13) Fortnightly Review IX. 1914.
14) Vgl. zu diesem Kapitel: Henry Wickham Steed a. a. O. S. 36 ff.

Als wahrer Kriegsgrund wurde im allgemeinen der Versuch Deutschlands, das von England behütete Gleichgewicht der Mächte in Europa zu stören, hingestellt. Mit anderen Worten bedeutet das nichts anderes, als die Fortsetzung der traditionellen Kontinentalpolitik Englands, stets die stärkste Festlandsmacht zum Gegner zu erklären und insbesondere niemals die Scheldemündung in der Hand eines großen Staates zu belassen.

Die Zeitschriften selbst bemühten sich um eine Klärung der großen politischen Idee der „balance of powers", um auf diese Weise die britische Öffentlichkeit allen Schritten der Regierung aufnahmebereit zu machen.

Trotzdem sie, wie schon wiederholt gesagt wurde, nur für das Inland selbst bestimmt waren, erlaubten sie sich doch nie, diese Probleme der Kriegsgründe Englands in voller Aufrichtigkeit zu erörtern.

3. Englands Kriegsziele.[1])

Wir sahen, daß es für die englische Öffentlichkeit durchaus nicht selbstverständlich war, an dem europäischen Kriege teilzunehmen. Nachdem dies aber geschehen und die Frage des „Weshalb?" in der Öffentlichkeit genügend geklärt war, erhob sich sofort die zweite Frage nach dem „Wofür?".

Wie ein Soldat, der nicht weiß, wofür er kämpft, ein schlechter Soldat sein wird, so muß auch einem Volk ein Ziel gegeben werden, an das es alles setzt; eine Aufgabe, die zu erreichen alle nationalen Kräfte mobilisiert werden.

Die deutsche Regierung und die deutsche Presse verabsäumten es, alle die Gründe, die Deutschland zum Kriege getrieben und die Ziele, für die es in diesem Kampfe einstand, der breiten Öffentlichkeit zu übergeben und womöglich schlagwortartig zu formulieren. Da jedoch die deutsche Regierungsform eine ganz andere als die englische war, mußte man in England auch andere Methoden anwenden, um wirklich alle verfügbaren Kräfte der Nation zu mobilisieren und den Willen des Volkes auf den endgültigen Sieg zu richten.

Man faßte alle die Ziele, die die Presse öffentlich proklamierte, in einem einzigen Satz zusammen und schrie immer und immer wieder der Öffentlichkeit ins Ohr: „Wir kämpfen gegen den deutschen Militarismus!" Einem späteren Kapitel, das sich besonders mit der Haltung der englischen Zeitschriften gegenüber der deutschen Kultur und dem

1) Vgl. Recktenwald, Friederike, Kriegsziele und öffentliche Meinung Englands 1914/16, Stuttgart 1929.

deutschen „Militarismus“ befaßt[2]), bleibt es überlassen, die ungeheure Wirksamkeit dieses Schlagwortes zu erklären.

Der Durchschnittsengländer sah mit seiner demokratischen Brille in dem deutschen, vielmehr dem preußischen Geiste, in dem von Clausewitz zuerst formulierten Glaubensbekenntnis, das die besten Kräfte des deutschen Volkes mobilisierte, seinen eigentlichen und größten Feind. Hier war all das, was die Demokratien verabscheuten, bis zu einem wilden Haß gesteigert, zu einer geradezu krankhaften Animosität, die für den sonst doch kühlen und objektiv beobachtenden Engländer direkt ein novum darstellt, wenn man von den Reden Pitts gegen Napoléon, die den gleichen Geist atmen, absieht.

Auf diese Losung vom Kampf gegen den Militarismus lassen sich alle übrigen englischen Kriegsziele, so vielfältig sie auch sein mögen, zurückführen. Das Prinzip, wofür England zu kämpfen vorgab, das Nationalitätenprinzip, das das einzige positive Kriegsziel Englands war, wird stetes im Gegensatz zum Militarismus oder Prussianismus oder Kaiserismus gestellt und empfängt seine volle Bedeutung und Schlagkraft eigentlich erst durch seine Gegnerschaft zu diesen Begriffen. Und wie gut paßte doch die Proklamierung dieser beiden Ziele — des Kampfes gegen den preußischen Militarismus und des Kampfes für die erhabene Idee des Nationalismus — zu der Fiktion, daß England ohne eigene Interessen, ohne Gewinnabsichten und territoriale Bestrebungen in den Krieg gegangen sei. Englands einziges Ziel sei ganz uneigennützig eine Reorganisation der europäischen Landkarte auf Grund des Nationalitätenprinzips, die nur durch die Niederlage des Militarismus zu erreichen sei. Daß damit auch den englischen Interessen genützt wird, wurde, wenn überhaupt, dann erst später im Verlaufe des Krieges zugegeben.

Einer der gründlichsten Publizisten Englands, J. E. Dillon, bespricht diesen Gedanken ausführlich[3]):

> Die Meinung hat Raum gewonnen, daß, roh gesprochen, die Reorganisation des europäischen Gleichgewichtes auf einer neuen und festen Basis das allgemeine Kriegsziel der Alliierten ist.

Er setzt sich dann ausführlich mit dem „Deutschen Militarismus“ und den Methoden, wie dieser zu vernichten sei, auseinander.

> Das Deutsche Reich besteht aus einer homogenen Bevölkerung, in der alle Klassen eins sind in Gefühl, Idealen und Bestrebungen, alle bereitwillig dem Willen des Allerhöchsten, der ihr Kriegsherr ist, nachkommend. Die Meinung, die viele der Alliierten hegen, daß

---

2) Vgl. Seite 94 ff.
3) Fortnightly Review VI. 1917.

ein bloßer Wechsel des Regimes die Militärkaste verschwinden lassen und so den Imperialismus beenden und zu einem Riß zwischen den einzelnen Staaten, damit die politische Einheit Deutschlands zerstörend, führen würde, ist bloß noch bei denen möglich, die nicht mit den Tatsachen vertraut sind. Da das deutsche Volk politisch und militärisch eins und unteilbar ist, ist die Hoffnung, daß Staat sich gegen Staat oder Klasse gegen Klasse sich erheben könnte, ein Irrtum, der sich für die Alliierten als verhängnisvoll erweisen wird, wenn er bis zu den Friedensverhandlungen weiterlebt.

Die Preußen, ursprünglich eine nicht-germanische, halb-slawische Rasse, in der, wie bei allen Slawen, zu einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung kollektive Tendenzen besonders stark ausgebildet sind — hatten darin Erfolg, den teutonischen Elementen des Reiches ihre eigenen Merkmale aufzuzwingen und sie mit einem tiefen Respekt vor den preußischen Institutionen zu erfüllen. Und heute besitzt kein anderes Volk auf dem Kontinent einen Staat, der so fest zusammengeschlossen, so hoch organisiert ist ... wie der deutsche.

Viele, deren Blickfeld durch die Ereignisse nicht erweitert wurde, hegen die Illusion, daß Deutschland plötzlich umgewandelt werden und mit seinen Nachbarn in Freundschaft leben könnte; und das alles soll nur dadurch geschehen, daß es sich das rettende Ideal des Parlamentarismus aneignen und die Prinzipien des orthodoxen Demokratismus einführen könnte, wie sie in Großbritannien gehandhabt werden.

Die Einführung des Parlamentarismus würde die Deutschen mit ihrem Los nicht zufriedener machen, und würde weder ihre Expansionsgelüste noch ihre Überzeugung erschüttern, daß ihre angeborenen Fähigkeiten und die erworbene Tüchtigkeit ihnen die erste und führende Theorie, die, wie ich fürchte, einige verantwortliche Staatsmänner hegen, ist, daß die Einheit des Deutschen Reiches rein künstlicher Natur und so wenig fest sei, daß eine schwere militärische Niederlage genügen würde, um es auseinanderzubrechen, worauf der Norden von dem Süden, die protestantischen von den katholischen Elementen, Bayern, Württemberg und Baden von Preußen, Mecklenburg und Sachsen getrennt werden könnten. In Wahrheit bergen die zentrifugalen Bestrebungen der deutschen Staaten für das Reich ebenso wenig Gefahren, wie die von Wales und Schottland für Britannien.

So ist der einzige Weg, auf dem die Alliierten hoffen können, diesen verwirrenden Gewalten zu begegnen, bis die westlichen Ideale die teutonische Bevölkerung geläutert haben, Deutschland mit einem Ring von unabhängigen Staaten zu umgeben, die hilfreich, als fried-

liche Nachbarn und ehrliche Konkurrenten, aber zu fürchten sind, wenn sie sich als politische Gegner vereinigt gaben.

Dillon zeigt hier deutlich, daß die wirkliche Ursache des Nationalitätenprinzips bzw. der Wunsch einer Umsetzung dieses Prinzips aus der Theorie in die Praxis nach dem Weltkrieg, in der Hoffnung liegt, Deutschland mit einem Ring von Pufferstaaten zu umgeben, die vereint, stärker als das Reich sind und so für dieses eine ständige Bedrohung und Warnung bilden. Dillon sieht die Möglichkeit zu einem solchen Staatensystem nur in dem Aufbau eines neuen Mitteleuropas, das seinen Kern in einem geeinigten, unabhängigen und „self-contained" Polen hat. Er nimmt dabei die Abtretung Elsaß-Lothringens und Nord-Schleswigs von vornherein für selbstverständlich und verlangt dann die Bildung eines tschecho-slowakischen Staates, der aus strategischen Gründen auch die sudetendeutschen Gebiete mit umfassen muß. Deutschland soll außerdem einen empfindlichen Verlust durch die Abtretung der oberschlesischen Kohlenfelder an Polen erleiden. Posen, die Weichselmündung und Danzig sollen weitere Beiträge Deutschlands zu dem neuen Polen sein.

In ähnlicher Weise verknüpft der „Spectator" in seinem Artikel[4]) „What We are fighting for" die beiden Forderungen der Vernichtung des preußischen Militarismus und der Durchsetzung des Nationalitätenprinzips. Er antwortet in diesem Artikel auf einen Brief des Führers der pazifistischen Gruppe im Unterhaus, Arthur Ponsonby, an die „Nation", in dem dieser fragt, wofür denn England eigentlich kämpfe.

> Die Ziele der deutschen Militärkaste, deren willige Instrumente der Kaiser und die Hohenzollern sind, sind die gleichen wie die von Napoléon I. Ihre Methoden, diese Ziele durch einen rücksichtslosen Krieg zu erreichen, sind auch dieselben. Anscheinend hat sie auch die Macht, einen gewissen Teil der britischen Bevölkerung glauben zu machen, daß diese Mordtaten, Verbrennungen und Plünderungen im Interesse von Menschlichkeit, Zivilisation, Freiheit und Demokratie geschehen.
>
> Mr. Ponsonby haßt ohne Zweifel den Krieg aufrichtig, und doch sind seine Sympathien noch bei dem „War-Lord", da es sonst unmöglich wäre, daß er fragt, wofür wir kämpfen.
>
> Wiederum würde er uns und ohne Zweifel aufrichtig erzählen, daß seine Sympathien bei den kleinen Nationen seien. Und doch fragt er, obgleich Belgien und Serbien im Blut erstickt werden, wofür wir kämpfen. Außerdem sind wir sicher, daß er Bürgerrecht, Gerechtigkeit und Freiheit der Tyrannei und dem Militarismus vorzieht, und doch kann er nicht sagen, wofür wir kämpfen.

4) Spectator 29. VIII. 1914.

André Lebon schlägt in seinem Aufsatz „Some economic Lessons of the War“[5]) einen anderen Weg vor, den Militarismus zu vernichten. Er behauptet, daß die Hoffnung darauf falsch sei, solange man Deutschland im Besitze seiner wirtschaftlichen Hilfsquellen ließe und schlägt die Neutralisation Westfalens und der Rheinlande und deren wirtschaftliche Kontrolle durch die Alliierten vor. Das Saarbecken würde ex hypothesi an Frankreich fallen. Um aber nicht selber gegen das Nationalitätenprinzip zu verstoßen, verlagnt Lebon volle politische und administrative Freiheit dieser Gebiete, die man zu wirtschaftlichen Festungen gegen Deutschland ausbauen müßte.

Um die Besprechung dieses Abschnittes der englischen Kriegspropaganda zum Abschluß zu bringen, sei noch ein Teil des Artikels „Europe and the Problem of Nationality“ von Prof. W. Alison Phillips zitiert[6]), der mit voller Schärfe die Bedeutung dieses Prinzips für die englische Öffentlichkeit darstellt. Er sagt u. a. folgendes:

> Das Ziel des gegenwärtigen Krieges ist, den Ambitionen der zentralen Militärmächte ein Halt zu gebieten, die Europa so lange die Last eines bewaffneten Friedens aufgebürdet und die Welt schließlich in den größten Krieg aller Zeiten gestürzt haben. Es ist jedoch klar, daß die Erreichung dieses Zieles an sich noch nicht der ständigen Drohung des Krieges ein Ende bereitet; und daß es, um einen dauernden Frieden zu sichern, nötig sein wird, daß die Sieger in einer Neuordnung der Grenzen übereinstimmen, die alle vernünftigen Wünsche berücksichtigt. Was das Prinzip, nach dem diese Neuordnung ausgetragen sein wird, anbelangt, so scheint es allgemein gesichert zu sein, daß im Falle eines endgültigen Sieges der Alliierten der Versuch gemacht wird, die Landkarte nach nationalen Grundlinien umzuformen. So wird zum erstenmal das Nationalitätenprinzip von einer Kombination großer Mächte als Basis der territorialen Ordnung nach dem allgemeinen Kriege vorgeschlagen.

Wie soll nun diese territoriale Ordnung aussehen, wegen der die britische Regierung ihr Volk in den Krieg gezogen zu haben vorgibt?

Im allgemeinen folgen die Vorschläge, die in den englischen Zeitschriften gemacht werden, den Grundsätzen, die ihren Niederschlag in den Bestimmungen des Versailler Diktates gefunden haben. Die Haltung der englischen Öffentlichkeit gibt sich dabei den Anschein, nur Ausdruck eines völlig desinteressierten, da nicht unmittelbar betroffenen Geistes zu sein. In der Tat betrifft ja auch keine der später getroffenen

---

5) Quarterly Review VII. 1917.
6) Edinburgh Review I. 1915.

Regelungen das britische Empire direkt, wenn man von der Verfügung über einen Teil der deutschen Kolonien absieht. Es war daher möglich, daß die Verfasser der einzelnen Artikel im Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit von den gemachten Vorschlägen eine objektive Haltung anzunehmen bemüht sind, wie es in dem Artikel „An Allied Peace“[7]) des „New Statesman“ zum Ausdruck kommt. Auch hier wieder zeigt diese Zeitschrift den gewohnten Geist der Mäßigung, der wohltuend von dem scharf polemitischen Charakter der Äußerungen eines großen Teils der übrigen, hier zu besprechenden Blätter abweicht.

Es heißt in diesem Artikel:

> Von allen Kriegführenden ist Großbritannien von den Änderungen, die dieser Krieg auf der Landkarte Europas vornehmen wird, am wenigsten betroffen. Da wir selbst keine territorialen Interessen und Ambitionen haben, können wir uns dem Gegenstand in einem ebenso echt desinteressierten Geiste nähern, wie die U. S. A. und Japan ... Es wird nicht unsere Aufgabe sein, die neuen Grenzen zu ziehen, aber wir können ein gut Teil tun, daß sie nach dem gezogen werden, was wir für die richtigen Prinzipien erachten.

Der „New Statesman“ nennt dann als Kriegsziele der Alliierten:

1. die völlige Wiederherstellung und Entschädigung Belgiens und evtl. ein Anschluß Luxemburgs, der durch eine gütliche Vereinbarung geregelt werden soll;
2. die Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich; doch soll das östliche Rheinufer bei Deutschland bleiben;
3. die Gründung eines geeinigten Polens unter russischem Szepter, jedoch ohne Danzig, denn
   ... eine germania irredenta dieser Art zu schaffen, wäre ein unentschuldbares Verbrechen ...
4. die Auflösung des österreichischen Kaiserreiches; Schaffung selbständiger groß-serbischer, tschecho-slowakischer und ungarischer Staaten; die deutschen Gebiete Österreichs sollen an Deutschland fallen, um die katholischen, antipreußischen Kreise zu stärken!
5. die Rückgabe Istriens und des Trentino sowie von Teilen der dalmatischen Küste an Italien;
6. die Ausschaltung der Türkei aus Europa. Konstantinopel soll, wenn auch unter alliierter Kontrolle, an Rußland gegeben werden;
7. den dauernden Ausschluß Deutschlands im Fernen Osten.
8. ... daß die militärische Herrschaft in Preußen völlig und endgültig zerstört wird ...

---

7) New Statesman 16. IX. 1916.

Eine genauere Zusammenfassung gibt der Earl of Cromer im Spectator in seiner bekannten Artikelreihe „Germania contra mundum".[8]) Er gibt offen zu, daß in diesem Kriege vitalste britische Interessen auf dem Spiele stehen.

> In erster Linie kämpfen wir für die Erhaltung des britischen Empire und für unsere Existenz als Nation ...
>
> Es heißt nicht übertreiben, wenn man sagt, daß ein vollständiger deutscher Sieg eine tiefe Wirkung auf den politischen Zustand, das materielle Wohl, die sozialen Bedingungen und die moralische Atmosphäre, die jeden Untertanen Georgs V. umgibt, ausüben würde.
>
> Wir kämpfen weiterhin für die Erhaltung jener „Freiheit der Meere", von der die Deutschen sagen, daß sie sie erstreben .... Dieses Schlagwort in ihrem Munde ist nichts als die Umschreibung der Zerstörung jener Vorherrschaft zur See, von der unsere nationale Existenz abhängt ...

Dieses Zugeständnis Lord Cromers steht im Gegensatz zu den Äußerungen vieler anderer Männer des öffentlichen Lebens, die die Fiktion der völligen Desinteressiertheit Englands bis zum letzten aufrechterhalten wollten.

Die weiteren alliierten Kriegsziele, wie sie Lord Cromer sieht, weichen nicht von denen ab, die bereits im „New Statesman" proklamiert wurden. Sie umfassen die Neuordnung der Landkarte Europas nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Grenzregelung nach ethnographischen Gesichtspunkten.

Die Artikel der übrigen englischen Zeitschriften halten sich bei ihren Besprechungen mit nur ganz gernigen Abweichungen an die bisher festgestellten Grundlinien. Diese waren auch so vollkommen Gemeingut der britischen Öffentlichkeit geworden, daß einzelne Zeitschriften kaum mehr tun konnten, als sie in aller Ausführlichkeit erörtern, sonst ihnen aber kaum etwas neues hinzufügen konnten. Die Eigenart der einzelnen Blätter bringt wohl eine Abweichung von der Norm mit sich, die jedoch in der Öffentlichkeit nicht ernst genommen werden, denn, wie schon betont wurde, ist die Meinung der englischen Wochen- und Monatsschriften viel weniger Ausdruck der öffentlichen Meinung, als wie z. B. der Tageszeitungen, in denen nur ein Mann wie Northcliffe es wagen konnte, seine eigene Politik zu machen.

Die Zeitschrift dagegen ist nur das Sprachrohr des politischen Eigenbrödlertums einer Personengruppe, die das Blatt nach ihrem Willen gestaltet. Daß aber durch das hohe geistige Niveau, sowohl

---

8) Spectator 24. VII. 1915.

der Verfasser der einzelnen Artikel als auch der zahlenmäßig nicht mit den Tageszeitungen zu vergleichenden Leserkreisen, eine in einem solchen Blatte geäußerte Anschauung, selbst wenn sie nicht die meinungsbildende Kraft besitzt, die Zeitschriften als Barometer der wirklichen Überzeugung der englischen Oberschicht Beachtung verdienen, ist zweifellos.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch E. Bruce Mitford's Artikel „New Places in the Sun"[9]) zu betrachten. Er fordert hier die vollständige Auflösung der Mittelmächte und schlägt eine Vereinigung der süddeutschen Staaten, also Bayerns, Württembergs und Badens, mit Deutsch-Österreich vor, um auf diese Weise die Isolierung und Schwächung Preußen-Deutschlands zu vollenden. Bis auf ganz wenige Stimmen hat dieser Vorschlag kein Echo gefunden.

4. Die Stellung der englischen Zeitschriftenpresse in der inneren moralischen Haltung Englands.

Wenn in den bisherigen Kapiteln kein Umstand zutage trat, der den englischen Zeitschriften einen besonderen Platz in der Weltkriegspublizistik zuwies, so tritt doch mit der Einnahme eines von der Tagespresse verschiedenen Standpunktes in der moralischen Haltung Englands ein fundamentaler Unterschied zu dieser ein.

Die englischen Zeitungen ergingen sich während der Dauer des Krieges in wütenden Schimpf- und Haßkanonaden gegen Deutschland und versuchten, besonders die Nortcliffschen Blätter, die Kraft des englischen Volkes und seine Entschlossenheit, den Krieg bis zum Ende durchzustehen, dadurch zu erwecken, daß sie seinen Selbsterhaltungstrieb weckten. Sie malten die Situation stets schwarz in schwarz und hofften so, den nationalen Willen und die Kräfte des Volkes mobilisieren zu können.

Die Zeitschriften gingen einen anderen Weg. Schon durch ihre geringere Erscheinungshäufigkeit waren sie nicht so sehr an die Tagesereignisse gebunden und nahmen auch in ihren Artikeln recht selten direkt Stellung zu ihnen. Es ging ihnen mehr um das Grundsätzliche in dem Kampf ihres Landes; in beinahe akademischer, mit zu der sich vergrößernden periodischen Dauer der Erscheinung in reziprokem Verhältnis stehenden Abgeklärtheit zeigten sie dem Engländer, wofür er kämpfen müsse, welches die Ideale seien, für die er eintrete, und wie der Gegner beschaffen sei, der diese Ideale bedrohe.

---

9) Fortnightly Review X. 1916.

Dabei wahrten sie, von einigen Entgleisungen abgesehen, stets einen maßvollen Ton und bemühten sich, ihre demokratisch-liberalen und humanitären Ideen auch auf den Feind in Anwendung zu bringen. Sie schilderten die Situation objektiver, auf jeden Fall aber bedeutend optimistischer als die Tagespresse und waren dazu ja vielleicht durch die größere Ruhe und die Entfernung von den Tagesereignissen eher im Stande.

Vor allem aber schrieben sie für ein anderes Publikum als die Zeitungen. Wenn der Mann des Mittelstandes oder der unteren Klassen seine Zeitung zur Hand nahm, wollte er nur über die Ereignisse unterrichtet werden und nahm die meinungsbildende Kraft dieser Mitteilungen und der redaktinoellen Kommentare dazu meistens gar nicht wahr. Der Mann der gehobeneren Schichten, der geistigen Oberschicht, aber verlangte von seiner Zeitschrift, daß sie sich neben ihren literarischen Beiträgen auch mit den Grundlagen des gegenwärtigen Kampfes auseinandersetzte, daß sie tiefere Zusammenhänge oder die Ursachen gewisser Aversionen klärte und die Ideen des geistigen Englands auch in dieser Zeit der größten Verwirrung nicht vergaß. Hier, in den Zeitschriften, deren Wirkung sich ganz auf das Inland und auch da nur auf diese bestimmten Kreise beschränkte, konnte sich der Engländer ein fair-play erlauben; hier konnte er es sich leisten, auch einmal dem Feinde Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Ein wüster polemischer Ton, ein Übertreiben der Tatsachen, würde diese Menschen nie überzeugt haben. Jeder von ihnen hatte seinen festgelegten Platz im gigantischen Gefüge des britischen Empire. Er brauchte nicht überzeugt werden; diese Versuche konnten an dem Manne der Straße durchgeführt werden. Dieser besaß die dazu nötige Urteilslosigkeit; er aber nahm höchstens selbst einmal die Feder zur Hand, um nun auch die Kreise Gleichgesinnter von seiner Meinung zu unterrichten.

Aus dieser Überlegung heraus muß die Stellung der englischen Zeitschriften zu allen den Fragen verstanden werden, die sich mit der inneren Struktur des Engländers und mit seinen G e f ü h l e n , nicht seinen A b s i c h t e n , dem Feinde gegenüber befassen.

Eine der wenigen Ausnahmen von dieser ruhigen, überlegten Haltung stellte der Artikel W. S. Lilly's „To Avenge!“ dar[1]), der wahrscheinlich unter dem Eindruck der Veröffentlichung des Berichtes der B r y c e - Kommission zur Untersuchung der „Greueltaten deutscher Soldaten in Belgien“ abgefaßt wurde. L i l l y fordert darin eine strenge Vergeltungspolitik, wie sie in dieser Schärfe wohl auch die stärkste Polemik der englischen Tagespresse nur schwer überbieten konnte:

1) Nineteenth Century VII. 1915.

Der deutsche Militarismus muß vollkommen vernichtet und diese ungeheure Ausgeburt von „Blut und Eisen“ ausgerottet werden. Deutschland muß das ausgezahlt werden, was es verdient. Wenn unsere siegreichen Alliierten wieder im Besitze ihres heimatlichen Bodens sind, werden sie nicht mit Deutschlands Taten wetteifern, Frauen zu vergewaltigen und Kinder abzuschlachten, Gefangene und Verwundete zu ermorden, friedliche Bürger zu erschlagen und Heiligtümer der Religion und Wissenschaft zu zerstören.

Aber sie werden sicher die Urheber dieser und anderer Greueltaten erschießen oder aufhängen. Sie werden den Deutschen das unrechtmäßig gewonnene Gebiet wieder abnehmen, sie werden ihre Arsenale leeren und die Kriegswerkstätten einäschern. Sie werden Deutschland eine ungeheuere Entschädigungssumme auferlegen, die es zu langen Jahren bitterster Armut verurteilen wird. Sie werden die Schätze seiner Kunstgalerien und Museen und seine Bibliotheken mitnehmen, um sich für die Plünderungen und Brandstiftungen in Belgien zu rächen.

Das Maß der Strafe zu bestimmen wird immer schwierig sein. Aber sicherlich wird jede Bestrafung, die weniger ist als all das, was wir hier fordern, den Verbrechen Deutschlands nicht angemessen. Will die Vergeltung gerecht sein, so muß sie äußerst streng sein. Die siegreichen Alliierten, die Deutschlands Richter sein werden, werden sich nicht von „mealy-mouthed philantropics“ bewegen lassen.

Gerechtigkeit wird herrschen und sich nicht durch Barmherzigkeit die Hände binden lassen. Sie soll schwere Schläge austeilen, und das Mitleid soll ihre Streiche nicht aufhalten!

Daß dieser scharfe, beinahe hysterische Ton ganz ungewöhnlich ist und wohl das Gröbste darstellt, was je in einer englischen Zeitschrift über dieses Thema geschrieben wurde. läßt sich unschwer aus einer Reihe von Veröffentlichungen anderer Blätter beweisen.

Sidney Brooks stellt in einem bemerkenswerten Aufsatz „The War of Constrasts“[2]) die nationalen Empfindungen Englands und Deutschlands ihren Feinden gegenüber geradezu in diametralen Gegensatz zueinander; er erklärt diese Tatsache durch die Verschiedenheit von Natur und Gefühl beider Völker. Nüchtern und objektiv versucht er dann aber auch eine Würdigung des deutschen Standpunktes und versucht besonders, dem Engländer den deutschen Begriff der Freiheit, sowohl der inneren als auch der äußeren, zu erklären. In der Verschiedenheit der deutschen von der englischen Auffassung sieht er auch die Ursache der trennenden Kluft zwischen den beiden verwandten

2) Fortnightly Review VIII. 1915.

Völkern; — dieser Kluft, die in den Haßausbrüchen Deutschlands gegen England, dessen „Meisterstück" der „Haßgesang" des Juden Lissauer war, für den Engländer sichtbaren Ausdruck fand.

Brooks schreibt im einzelnen:

> Der gewöhnliche Engländer hat die Manifestationen dieser Haß-Hysterie unbewegt, nur mit großem Staunen und leidenschaftlichem Abscheu betrachtet. Er ist weit davon entfernt, mit gleicher Münze heimzuzahlen. Je länger der Krieg dauert, desto wahrscheinlicher ist es, daß die Nation sich zu dem harten, unversöhnlichen, von der Selbstzucht diktieren Entschluß bekennt, diese Sache durchzukämpfen; ein Entschluß, der zu klarsichtig ist, um die Ablenkung und Verwirrung nutzloser Abneigungen zu riskieren, und zu fest, um künstliche Aufpeitschungen nötig zu haben. Wir sind in Wahrheit kein hassendes Volk.
>
> Trotzdem Großbritannien und Deutschland von allen Völkern am engsten verwandt sind, ist doch ihre Entwicklung in verschiedene Bahnen gelaufen. Die Haßausbrüche Deutschlands sind nicht nur auf politische, wirtschaftliche und historische Ursachen zurückzuführen, sondern haben ihren Ursprung in jenen Imponderabilien, die Natur und Gefühl der Nationen bestimmen.

Will man den dokumentarischen, authentischen Wert dieser Behauptungen Brook's richtig einschätzen, so lese man die Kriegsjahrgänge der englischen Tagespresse. Sie werden beweisen, wie es um die Richtigkeit des schönen, propagandistisch besonders für Amerika so brauchbaren Satzes „... wir sind in Wahrheit kein hassendes Volk .." bestellt ist!

Andere Zeitungen drücken ihre Ansicht über das von Brooks berührte Problem bedeutend kürzer aus.

So geißelt der „New Statesman" in einem Artikel[3]) die patriotische Freude der Engländer, für sein Vaterland

... so laut zu schreien, wie er kann ...

Insbesondere wendet er sich gegen einen schwülstigen Racheartikel Horace Bottomley's[4]) mit folgendem Argument:

> Obwohl es unsere Aufgabe ist, dem deutschen Angriff Widerstand zu leisten, würden wir es beklagen, wenn diese Notwendigkeit den Wunsch erzeugen würde, dem Gegner gegenüber das äußerste an Rachegelüsten zu hegen.

---

3) New Statesman 25. 5. 15.
4) John Bull 15. 5. 15.

In ähnlicher Weise spricht sich der „Spectator“ aus, der die nach dem „Lusitania“-Fall besonders stark einsetzende Deutschenhetze verurteilt.[5])

. . denn dadurch werden die nationalen Energien nur verschwendet, nicht konzentriert.

Der „New Statesman“ stellt zwei Arten von Patriotismus einander gegenüber[6]):

... die ritterliche Bothas und die brutale Bottomleys.

Die erste ist die Art der Soldaten und Staatsmänner; die zweite die der Demagogen, des Mobs und der Preußen. Große Dinge gewinnen nicht, sondern verlieren, wenn sie auf die Bottomley'sche Art unterstützt werden.

An anderer Stelle des gleichen Artikels[6]) sagt der „New Statesman“ einmal:

Die Presse hilft den Geist schaffen, der England befähigt, diesen Krieg ... zu einem ruhmreichen Ende durchzufechten.

Und diesen Geist schaffen sie dadurch, daß sie dem Engländer immer wieder seine nationalen Tugenden und Ideale vor Augen halten und ihm zeigen, wie diese durch den Feind des Landes bedroht sind; und daß er für sie kämpfen muß. Sie geben ihm das Bewußtsein seines Wertes und damit die Gewißheit der Stärke.

Kurzum, sie wecken den Patriotismus des Engländers, — eine nicht sehr leichte Aufgabe, denn dieser hat es bisher stets anderen Ländern überlassen, dieses Gefühl zu kultivieren.

William R. Inge, der Dean von St. Pauls, spricht darüber in seinem Aufsatz „Patriotism“[7]):

Das Gefühl des Patriotismus schien vielen Engländern ein Stillstand in der Entwicklung der psychischen Ausdehnung des Individuums zu bedeuten, — halbwegs zwischen reinem, Ich-bewußtem Egoismus und voller Menschenliebe.

Moralisten haben ihn als puren Egoismus verdammt, verherrlicht und verachtet.

... „Patriotismus“, so sagt Ruskin, „ist ein absurdes Vorurteil, das auf starker Selbstliebe beruht.“

... Mr. Grant Allen nennt ihn „... ein vulgäres Laster, ... die nationale oder kollektive Form des monopolistischen Instinktes“.

... Mr. Havelock Ellis erlaubt ihm „... eine Tugend ... unter Barbaren“ ... zu sein.

---

5) Spectator 15. 5. 15.
6) New Statesman *22.* 5. 15 Bulls of Bashan.
7) Quarterly Review VII. 1915.

... Für Herbert Spencer ist er „... reflektierter Egoismus ... betonte Selbstliebe".

Diese Kritiker haben den sehr gewöhnlichen Fehler gemacht, menschliche Gefühle nach ihrer Wurzel und nicht nach ihren Früchten zu beurteilen. Sie haben den aristotelischen Grundsatz vergessen, daß die „Natur" jeden Dinges seine vollendete Entwicklung ist. Das menschliche Ich, wie wir es erkennen, ist eine vorübergehende, transitionale Form, niedrigen Ursprungs und unendlicher Steigerung fähig. Schließlich sind wir, was wir lieben und worum wir uns kümmern, und dem, was wir werden können, ohne aufzuhören, wir selbst zu sein, ist keine Schranke gesetzt. Das gleiche gilt für unser Vaterland.

Dem, was unser Land für uns bedeutet und bedeuten kann, ist keine Grenze gesetzt, ohne daß es damit aufhört, unser Land zu sein.

Der Patriotismus hat zwei Wurzeln: die Liebe zur Heimat und die Liebe zur Sippe. Die Liebe zur Heimat aber ist das edlere und geistigere Band von beiden ...

So umfaßt der Patriotismus, von dem Mittelpunkt des H e i m e s, der H e i m a t, ausgehend, das ganze Land .

In England ist die Rasse, d. h. die von einer Sippe als Keimzelle ausgehende Menschengruppe, n i c h t die Nation.

Sie ist keine physiologische, sondern eine m o r a l i s c h e Tatsache. Was eine Nation schafft, ist die Einheit der Gefühle und Ideale, die aus einer gemeinsamen Geschichte und Erziehung stammen. Die Variationen des Schädelindex sind hier nicht von großer Bedeutung ... Großbritannien ist das, wofür es eintritt; der Brite hat im Herzen schon immer gewußt, für was er einsteht, aber er ist erst jetzt dazu gezwungen worden, seinen Gedanken nachzugehen und seine Ideale sich und anderen klarzumachen. Der Engländer ist ein Philosoph malgré lui geworden.

Dean Inge zitiert dann abschließend die Worte des Bischofs Berkeley:

Whatever the world thinks, he who has not meditated upon God, the human soul and the *summum bonum,* may possibly make a thriving earthworm, but will most indubitably make a sorry patriot and a sorry statesman.

Seit dem letzten August hat der Engländer in seiner ruhigen Art über all das nachgedacht, und weiß jetzt, was das summum bonum ist.

Die Aufgabe der englischen Zeitschriften, den Engländer zur Dokumnetierung seines Patriotismus zu veranlassen, war nicht leicht. Dieser Begriff an sich ist ihm fremd. Ebenso gut könnte man von ihm er-

warten, daß er beim Diner zu seinem Tischnachbarn sagt: „Das britische Empire ist das größte der Welt.“ Er weiß wohl, daß es so ist, aber er ist nicht leicht dazu zu bewegen, seinen Glauben daran zuzugeben. Es ist nicht eigentlich der Mangel an Patriotismus, der ihn zu diesem Verhalten treibt, sondern vielmehr die überhebliche Überzeugung, daß jeder Mann sowieso von der Stärke und Größe des Empire überzeugt ist, wie auch er an dessen gewaltige Kraft glaubt.

Er wird niemals sagen, daß die Engländer „nice people“ oder das England ein wundervolles Land sei, sondern eher „Wir wursteln uns immer irgendwie durch ... (We muddle through somehow) ... „Und dieses Bewußtsein der elastischen Kraft seines Reiches macht ihn auch Gefahren gegenüber gleichgültig und Schwierigkeiten gegenüber überheblich. Er ist immer der gleiche darin, in der Politik und im Geschäft. Er handelt mit einem Land, in dem das Dezimalsystem herrscht, und gibt einen Katalog ab, in dem alle Preise klar in Pfund und Schilling verzeichnet sind. (Krupp gibt sogar einen Katalog auf chinesisch heraus!) Er sendet Wollzeug nach dem Äquator, und wenn man ihm sagt, daß diese Stoffe nicht für das tropische Klima geeignet sind, so zuckt er die Achseln und sagt „Wir tragen sie zu Hause“.

Diese noncholante, arrogante Gleichgültigkeit allen Schwierigkeiten und Gefahren gegenüber bietet an sich die große Gefahr der inneren Teilnahmslosigkeit äußeren Konflikten seines Landes gegenüber. Die Zeitschriften haben dieses erkannt und versuchen, dieser Gefahr entgegenzuarbeiten. Auf der einen Seite hält man dem Engländer die Ideale vor, für die sein Land eintritt und die ihn im Innersten berühren, und andererseits stärkt man seinen Willen, um jeden Preis durchzuhalten.

Diese Überzeugung von der Kraft des englischen Reiches und von der Mission des Landes, die höchsten Tugenden und Ideale zu hüten und wenn nötig im Kampfe zu vertreten, drückt J. E. G. de Montmorency[8]) in seinem Artikel aus, der den bezeichnenden Namen „Chivalry and Civilisation“ trägt. M. zitiert erst die Worte Shakespeares:

This blessed plot, this earth, this realm, this England (Richard II)

und fährt dann mit typisch angelsächsisch-demokratischer Phraseologie fort:

> Wir haben stets für Zivilisation und Ritterlichkeit gekämpft; in diesem Kriege treten wir wiederum für beide ein; — für diese untrennbaren Dinge in einer fortschrittenen Welt.

Der Kern dieser Anschauung liegt in dem oben geschilderten, demokratischen Bewußtsein, das das Ergebnis einer langen Geschichte

8) Edinburg Review VII. 1915.

ist. Dieses demokratische Bewußtsein, das nicht eigentlich hart und kämpferisch ist, muß sich immer wieder gegen den Ansturm eines festen, in sich geeinten und als Selbstzweck bestehenden Organismus wehren. Wenn es auch im Weltkrieg noch einmal, wahrscheinlich zum letzten Male, gelungen ist, diesen Ansturm abzuwehren, so sind die Fehler der Demokratie doch zu offenkundig, ihr Dogma zu weich und kraftlos, als daß es sich die Wiederholung einer solchen Kraftprobe leisten könnte.

Der Engländer empfindet mit dem morbiden Geiste dekadenter Gemeinschaften eben diese Fehler, die eines Tages seinen Untergang bringen werden, als Vorzüge. Sieht er aber selbst die Fehler seines Staatssystems, „seiner Weltanschauung" und Staatsauffassung ein, so belächelt er sie selbstgefällig, wie eine eitle Mutter die Untugenden des einzigen Söhnchens belächelt, die ihr im Stillen ein Beweis seiner Kraft sind.

Eines der Ideale, auf denen die Demokratie aufgebaut ist, ist das der persönlichen unumschränkten Freiheit des Individuums. Darüber läßt sich A. D. Hall wie folgt aus[9]):

> Das englische Ideal, das dem deutschen entgegengesetzt ist, ist „Freiheit gegen Regiert-werden!" — das Individuum vor dem Staate. Wir haben eine lose zusammengefügte Gemeinschaft, die nur mit allgemeiner Zustimmung handeln kann, einer fest durch äußeres Gesetz zusammengeschweißten vorgezogen.
>
> Wir werden das Risiko, durch die Feigheit der Menge zu leiden, auf uns nehmen. (!)
>
> Wir behaupten, daß das Ideal des freien Individuums dauerhafter ist, als das des geeinten Staates; denn der Staat war von Anfang an nichts anderes, als eine Einrichtung, innerhalb derer und durch die das Individuum seinen Anteil an der Freiheit erhalten konnte.

Dieser materielle, opportunistische Staatsbegriff Halls zieht einen oberflächlichen Begriff der individuellen Freiheit nach sich, indem dieser Freiheit als ein Ding an sich betrachtet wird, das, losgelöst von der Umwelt, ohne irgendwelche Verpflichtungen im freien Raume schwebt.

Es ist in England selten, daß sich Stimmen hören lassen, die die Gefahr, die in dieser ungeheuren Überschätzung des Freiheitsbegriffes, in seiner Losgelöstheit von der Umwelt bestehen, erkennen. Zu ihnen zählt u. a. Havelock Ellis, der im selben Blatt wie Hall schreibt[10]):

---

9) Edinburgh Review IV. 1915 „National Ideals".
10) Edinburgh Review IV. 1916.

Es ist in England möglich gewesen, den größten Mißbrauch mit dem geheiligten Namen des Individualismus zu entschuldigen. Dieser Individualismus war falsch, denn er bedeutete die Freiheit einiger auf Kosten der anderen. Aber die Eigenschaften rastloser Energie, abenteuerlichen Strebens, eigener Initiative und spontaner Organisation, die den englischen Genius besonders gekennzeichnet haben, besitzen einen unvergleichlichen Wert. Welche anderen Eigenschaften auch immer erforderlich sein mögen, diese hier sind gewiß für jeden fruchtbaren und kultivierten Fortschritt der Menschheit unerläßlich.

Im Laufe des Krieges aber wurde es langsam sichtbar, daß die militärische und organisatorische Führung des Krieges auf die Dauer nicht nur im Sinne der demokratisch-liberalen Ideologie möglich war. Die „Edinburgh Review" erkannte diesen Mangel frühzeitig und forderte, daß sich jetzt, wo dieser Krieg auf immer zwischen Autokratie und Demokratie entscheide, ein starker Führer an die Spitze der Nation stelle.

Ein Beweis für die ungeheure Elastizität des britischen Traditionalismus, wenn die älteste und angesehenste Zeitschrift des Landes von sich aus eine solche Umwälzung vorschlägt, die mit all den Idealen, die sie ein Jahrhundert lang gepredigt hat, im Widerstreit liegt. Auch Henry Wickham Steed vertrat diesen Standpunkt mit gleicher Schärfe.

So fordert auch J. A. R. Marriott den Führer, der die Demokratie in ihrer Krise errettet[11]):

> Die Rettung der Demokratie hängt von zwei Bedingungen ab: der Existenz von Führern, die sich nicht davor fürchten, zu führen, und von der Fähigkeit der Masse des Volkes, wahre Führerschaft anzuerkennen und ihrer Bereitwilligkeit, zu folgen. Kann die englische Demokratie die verlorene Zeit noch einholen und den verlorenen Boden noch gutmachen? Wenn sie das kann, so wird das nicht nur ihre eigene Existenz gerettet und gefestigt haben, sondern sie wird auch der schwersten Probe widerstanden haben, die jemals einer Glaubensform auferlegt wurde!

Damit England diese Prüfung bestehe, fordern alle Zeitschriften, gleich welcher Richtung, immer wieder die Entschlossenheit und Konzentration der Nation.

So verkörpern sie das nationale Gewissen Englands, wenn sie immer und immer wieder versuchen, den Briten aus seiner Lethargie, aus seinem „Laissez faire, laissez aller", oder wie die Engländer dieses Nicht-kümmern des Individuums um die Nöte der Gemeinschaft nennen

---

11) Fortnightly Rev. VII. 1915.

„Let us eat our cake and have it!", aufzurütteln. Sie wollen ihn ganz auf das e i n e Ziel konzentrieren, den Feind zu schlagen und fordern, um dieses Ziel zu erreichen, daß alles, was ihn davon ablenken könnte, beiseite gelassen wird.

Der „Spectator" z. B. eröffnete 1915 einen scharfen Feldzug für eine Prohibition während des Krieges. In gleicher Linie liegt seine Forderung, die in England so beliebten Fußballspiele an Wochentagen aufzugeben.

Wenn auch an sich eine Verfechtung eines Grundsatzes a u ß e r h a l b des Blattes nicht zu den Charakteristika der englischen Zeitschriften gehört, so zeigt doch das Beispiel des „Spectator", wie ernst diese Blätter ihre Aufgabe nahmen und wie groß die Schwierigkeiten waren, die ihnen im Individualismus des „self-governing"-Engländers entgegentraten.

In einem Artikel „Stubborneness"[12]) verlangt der „Spectator", daß die Engländer wieder die alte Bulldoggenzähigkeit aus der Zeit der napoleonischen Kriege zeige und dem Gegner beweise, daß er nicht loslasse, was er einmal ergriffen hat.

Sidney B r o o k s schreibt über die Nationallaster der Engländer:[13])

> Die Einmütigkeit der selbstlosen Ergebenheit, die Deutschland während seiner titanischen Anstrengungen gezeigt, sind so weit jenseits all unserer augenblicklichen Möglichkeiten, wie die Klugheit und Voraussicht, mit der unser Gegner seine Menschen und Energiequellen organisiert und eingesetzt hat.
>
> Wir haben in diesem Kriege die besten und die schlechtesten Seiten unseres Nationalcharakters gezeigt, — drei Millionen Menschen einerseits, die sich freiwillig in die Armee der Freiheit einreihen, — andererseits Streiks und Unzufriedenheit in den wichtigsten Industrien, Durcheinander und Leerlauf in den höchsten Ämtern und eine bedrückende Durchschnittlichkeit der Verwaltungsfähigkeit, des politischen Mutes und des Führertums.
>
> Es ist hart aber wahr, daß, wenn wir in diesem Kampfe unterliegen, wir es nicht anders verdienen; weil unser Patriotismus weder so intensiv, noch so extensiv, noch so fruchtbar ist, wie der unseres Gegners, weil unser Staatsempfinden schwächer und unsere Disziplin weniger hart ist; weil wir in diesem Krieg Gefühls- und Verstandeseigenschaften mitbringen, die besser für die sorglosen müßigen Tage des Friedens geeignet sind.

Daß es doch noch gelang, all diese Kräfte im Engländer wenigstens für eine Zeit auszuschalten, ist nicht zum wenigsten das Verdienst der

12) Spectator 8. IV. 1916.
13) Fortnightly Review VIII. 1915.

englischen Presse, wobei die Rolle der Zeitschriften nicht zu gering eingeschätzt werden darf. Wenn ihnen auch die tiefe Massenwirkung fehlt, so sind sie in ihren Artikeln, die ungleich seriöser als die der Tagespresse sind, von qualitativ bedeutend stärkerer Wirkung. Sie hämmerten in eindringlichen Worten ihrem Leser immer wieder ihre Grundsätze ein, wie sie einmal sehr schön im „Spectator“[14]) formuliert werden.

> Unser einziger Gedanke ist jetzt Konzentration, Konzentration und noch einmal Konzentration!
>
> Wir müssen den Krieg beenden oder dieser Krieg wird unser Ende bringen!
>
> Es ist völlig zwecklos, auf diesen oder jenen lokalen Erfolg, auf diese oder jene Niederlage des Feindes hinzuweisen. Keines dieser Ereignisse wird auch nur den geringsten Wert für uns haben, wenn wir uns nicht selbst treu bleiben; und wir sind uns selbst nicht treu, wenn wir versuchen, Krieg zu führen, ohne die nötigen Opfer zu bringen!

Es ist nicht wahr, daß wir den Frieden nicht wollen, heißt es später einmal im gleichen Blatt[15]),

> die Alliierten sind weit friedliebender als die Mittelmächte; aber sie sind entschlossen, diesen Krieg nicht zu beenden, ohne diese Kraft des Bösen, die die Welt in den Krieg zog, so zu vernichten, daß ein ähnlicher Krieg in den Tagen unserer Kinder unmöglich ist.
>
> Wir Engländer wollen keine Rache und fühlen keinen Haß. Wir werden den Frieden im ersten Augenblick vorschlagen, der uns in Hinsicht auf die Sicherheit der Zukunft geeignet erscheint. Aber dieser Augenblick ist noch nicht gekommen, und deshalb denkt kein Engländer an den Frieden. Könnte man die Entschlossenheit, die jetzt die Seelen der Engländer ergriffen hat, analysieren, so fände man ein Gefühl, halb schrecklich, halb majestätisch.

Es werden aber nicht nur politische Argumente angewandt, um die Energien des Engländers zu gewinnen und seine Siegeszuversicht zu erwecken.

A. P. Sinnett verlegt seine Argumentierung auf die religiöse Basis, um damit ganz besonders stark auf die puritanisch-kirchliche Mentalität des Engländers einzuwirken, der sich, dem Einfluß der Cromwell-Periode mit ihrer anhaltenden Wirkung folgend, als das auserwählte Volk Gottes fühlt, das die Nachfolge der Juden angetreten hat.

---

14) Spectator 20. III. 1915.
15) Spectator 27. V. 1916.

Sinnett verlegt darum die Gründe und den Ursprung des Krieges in die metaphysische Ebene. Nach ihm kämpft Deutschland für und mit dem Prinzip des Bösen, England für das absolute Gute!

... the dark host against the powers of progress ...[16])

Sinnett als Spiritist glaubt zu wissen, daß sich England in einem Heiligen Krieg befindet.

> Der Krieg, den wir führen, wird nicht nur von der fürchterlichen Erkenntnis diktiert, daß eine verrückte Nation durch Teufel zur Welteroberung geführt wird, sondern auch gleichermaßen von der Liebe und Verehrung für die erhabenen Wesen, die Sendboten göttlichen Wohlwollens, die, wie wir wissen, auf unserer Seite stehen.
>
> Das ist ein Heiliger Krieg, nicht nur, weil er zur Verteidigung des Rechtes der schwächeren Nationen, zur Erhaltung der Heiligkeit der Verträge geführt wird, sondern weil wir im Bündnis mit den geistigen Mächten stehen, die Gott auf Erden vertreten.
>
> Der belebende Gedanke, der uns stark im Opfer, entschlossen im Kampf und freudig im Siegen macht, ist, daß das personifizierte Gute auf unserer Seite im Kampfe steht, daß wir in unserer festen Entschlossenheit, ein für allemal jene gemeine militärische Maschine zu vernichten, die die Deutschen in teuflischer Besessenheit zur Eroberung der Welt geschaffen haben, für und mit dem göttlichen Evangelium kämpfen!

Die hier ausgesprochenen Gedanken sind, wenn auch sonst nicht in dieser Schärfe formuliert, doch typisch für alle englischen Zeitschriften. Der Engländer kämpft danach für das bonum omnium, ohne durch selbstsüchtige Motive dazu angetrieben zu sein. Er vereinigt auf seiner Seite alles Weiß, der Gegner alles Schwarz.

Wenn die Zeitschriften auch sonst objektiver sein wollen, hier, wo es um die lebenswichtige Frage der geistigen Mobilisierung des Engländers geht, gibt es nur Licht und Schatten, die nach altbekannter Propagandamethode der gedanklichen Vereinfachung verteilt werden.

Hand in Hand mit dieser geistigen Mobilmachung ging die militärische Erfassung aller fähigen Männer des Volkes zum Dienst mit der Waffe.

Die Stellung, die die englischen Zeitschriften zu diesem Problem, d. h. zu der Frage: allgemeine Wehrpflicht oder Beibehaltung des Freiwilligensystems, — ist bezeichnend für die allgemeine Haltung dieser Blätter.

---

16) Nineteenth Century X. 1915 „Our Unseen Enemies and Allies".

Hier tritt eine deutliche Scheidung zwischen den liberalen und den konservativen Blättern ein, die naturgemäß bei den Wochenschriften stärker zum Ausdruck kommt. Typisch ist, daß beide Seiten ihre Haltung mit ethischen oder moralischen Gründen verteidigen und bringen nur selten realpolitische und militärische Argumente vor. D. h. daß sie den eigentlichen Kern des Problems nur dann zur Beweisführung heranziehen, wenn er nötig ist, um andere Argumente, die an sich weniger bedeutend, in den Augen der Herausgeber der Zeitschriften aber eigentlich wesentlich sind, zu verstärken.

Es geht bei der Diskussion dieser Frage um das Prinzip der Demokratie oder des autoritären Regimes. So wenigstens sehen es die liberalen Blätter, die samt und sonders eine Annahme der allgemeinen Wehrpflicht statt des bisherigen Freiwilligensystems ablehnen.

Der „New Statesman" schreibt dazu unter der Behauptung, daß das alte System bereits 90 % der verfügbaren Männer zu den Fahnen geholt habe:[17])

> Unsere Leistung, nicht zur Verteidigung der eigenen Küsten, sondern zum Dienst in der Fremde auf freiwilligem Wege eine Armee von 4—5 Millionen Mann einzuziehen, steht in der Geschichte einzig da, und würde als einer der größten Triumphe unseres nationalen Geistes zählen, wenn wir nicht dieses Triumphes durch die zusätzliche Aktivierung von buchstäblich einer Handvoll Männer beraubt werden sollen.

Dieses Argument des „New Statesman" ist bezeichnend für die ganze liberale Zeitschriftenpresse. Man sieht in der Aufrechterhaltung des Freiwilligenprinzips auch während des schwersten Kampfes der Geschichte Englands einen Sieg des wahren demokratischen Geistes, der sich, ohne durch Gewalt oder Zwang veranlaßt zu sein, dem Dienste seiner Heimat zur Verfügung stellt, und damit beweist, daß die individualistische, liberal-demokratische Erziehung trotz, oder gerade wegen und durch alle Freiheitlichkeit dem Engländer so viel an moralischer Kraft und ethischem Bewußtsein gibt, daß er, ohne dazu besonders angehalten zu sein, erkennt, was auch der Einzelne dem Staat an Bürgerpflichten schuldig ist und sich willig opfert. Es ist das Bewußtsein der liberalen Zeitschriften, Hüter der demokratischen Ordnung zu sein, daß sie dieses Prinzip hartnäckig verteidigen läßt. Daß nebenher auch noch andere, sowohl politische als auch militärische Gründe für ihre Haltung verantwortlich sind, geht aus einigen Artikeln in der „Fortnightly Review" und der „Edinburgh Review", den beiden anderen

17) New Statesman 1. I. 1916.

großen liberalen Zeitschriften, die hier neben dem „New Statesman“ zur Besprechung gelangen, hervor.

So vertritt J. M. Kennedy in der erstgenannten Zeitschrift die Auffassung, daß die Wehrpflicht, wie er in seinem Artikel „Labour, Conscription and Wealth“ schreibt[18]), undemokratisch, unrentabel, unnötig und eine Gefahr für die Freiheit des englischen Volkes sei. Auf diesen Artikel läßt dann die „Fortnightly Review“ ein Mitglied der Labour-Party, G. G. Coulton, antworten.[19])

C. will an dem Beispiel der kontinentalen Demokratien, besonders der Schweiz zeigen, daß die Begriffe „Demokratie“ und „allgemeine Wehrpflicht“ wohl miteinander vereinbar seien. Die Schweiz verteidige den Bestand der Demokratie gerade erst durch diese Wehrpflicht. Daß darunter der Geist der Freiwilligkeit nicht leide, zeige die Tatsache, daß die Zahl der zusätzlichen, freiwilligen Meldungen relativ größer sei als die in England.

C. stellt dann drei Grundsätze auf, die er durch Zitate aus dem „Essay on Liberty“ von J. St. Mills, dem Buch
“L'Armée nouvelle“ von Jean Jaurès, dem Führer der französischen Sozialisten, und der
„Suppression de l'armée permanente“ von Edouard Vaillant, dem ältesten parlamentarischen Mitglied der französischen sozialistischen Partei,
belegt.

1. In der Geschichte sei allgemeine Wehrpflicht fast immer das Zeichen der Demokratie gewesen, während unter einem autokratischen System fast immer das Freiwilligensystem vorgezogen wurde.
2. Das Ideal der kontinentalen Demokratien sei nicht das Freiwilligensystem, sondern eine Zwangsmiliz, in der jedermann von unten anfangen müsse.
3. Wo der Einführung eines solchen nationalen Wehrsystems ernsthafter Widerstand geleistet würde, sei dieser von solchen Leuten gekommen, zu denen die Mehrzahl der arbeitenden Klasse keine Sympathie habe, wie Royalisten usw.

Auch H. M. Hyndham vertritt den Gedanken einer Miliz nach Schweizer Muster, die militärisch von hohem Werte, glänzend ausgebildet und ausgerüstet sei, und doch den Soldaten Zeit und Gedanken freigäbe, sich mit ihren Bürgerrechten und -pflichten zu beschäftigen.[20])

18) Fortnightly Review VI. 1916.
19) Fortnightly Review VII. 1916.
20) Fortnightly Review IX. 1915.

H. vertritt in einem liberalen Blatt, das gegen die Wehrpflicht kämpft und für das Freiwilligensystem ist, einen Gedanken, der, zwar von demokratischen Anschauungen ausgehend, doch aus ihnen Folgerungen zieht, die denen des Blattes, in dem er schreibt, diametral entgegengesetzt sind.

Das ist ein Beweis, wie stark in den Zeitschriften das Bewußtsein ausgeprägt ist, Sprechsaal der Nation und als solcher, wenigstens nach außen hin, zu objektiver Haltung verpflichtet zu sein. Man läßt beide Gegner zu Worte kommen, um so dem Leser Gelegenheit zu geben, sich sein Urteil selbst zu bilden. Der erzieherische, meinungsbildende Einfluß wird so nicht offen ausgeübt, sondern versteckt dadurch, daß man die Artikel, die der redaktionellen Auffassung nahe kommen, in größerer Zahl und stärkerer Eindringlichkeit veröffentlicht.

Hyndham führt zur Rechtfertigung seines Vorschlages folgende zwei Punkte an:

1. wie alle Sozialdemokraten, auch die deutschen, bin ich,

so sagt er,

gegen die Wehrpflicht. Unter ihrem militarisierenden Einfluß gehen die wahren Ideale der Demokratie verloren.

2. Das Freiwilligensystem entspricht nicht den militärischen Anforderungen.

Außerdem aber ist der größte Übelstand in beiden Systemen der, daß sie den Offiziersrang lediglich den Männern aus den besser gestellten Schichten offenlassen, während die Soldaten durchweg aus den arbeitenden Klassen kommen. Deshalb kann diese Armee bei innerpolitischen Differenzen zugunsten der Arbeitgeber gegen die Arbeiter eingesetzt werden.

Coulton und Hyndham brachten beide innerpolitische Gründe für ihr Wehrsystem vor. In der liberalen Vierteljahreszeitschrift „Edinburgh Review" macht Harald Cox, der Chefredakteur, in einem Artikel „Militarism: At Home and Abroad" außenpolitische Gründe dafür geltend, daß England bei seinem gegenwärtigen militärischen System bleiben müsse.

Er behauptet, daß der England gemachte Vorwurf, die Weltherrschaft anzustreben, nur deshalb von keinem Lande außer Deutschland ernst genommen wurde, weil England, so stark es auch zur See sein mag, auf dem Lande im Vergleich zu anderen militärischen Großmächten stets relativ schwach gewesen sei.[21])

---

21) Edinburgh Review I. 1915.

Wir haben unsere Seemacht so weit ausgedehnt, daß wir verlangen, daß England auf dem größeren Teil der Erdkugel der mächtigste Staat sei. Andere Länder, die auch ausgedehnte Seeküsten und verstreute Kolonien besitzen, wundern sich verständlicherweise, warum wir auf diese weltumspannende Vormachtstellung bestehen. Doch diese Insel und ihre überseeischen Besitzungen würden unter anderen Umständen nicht sicher sein.

Aber wenn wir andere Länder zwingen, sich unserer Vorherrschaft zur See zu beugen, können wir nicht in aller Ruhe auch auf dem Lande die gleichen Bedingungen wie sie verlangen. Denn wenn England nicht nur der unbestrittene Beherrscher der Meere, sondern auf dem Lande auch jeder anderen Macht ebenbürtig sein würde, so könnte es möglicherweise, wie es heute Deutschland ist, das Schreckgespenst der Welt werden; wir selbst mögen davon überzeugt sein, daß wir unsere Macht nur zum Besten anwenden würden, aber wir können nicht von anderen Mächten verlangen, daß sie ihre Freiheit unserer Vorherrschaft anvertrauen.

Die konservativen Blätter vertreten ohne Ausnahme das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht, wenn sie auch zu Anfang des Krieges sich, wie der „Spectator", aus den gleichen Gründen wie die liberalen Blätter gegen diese erklärt hatten. Sie sahen, daß eine Rettung und ein Sieg Englands nur durch Aufgabe einiger Ideale möglich war und traten, getreu dem Prinzip, daß England sich immer im geeigneten Augenblick zur Tat bereit gefunden hat, dafür ein.

Noch zu Anfang des Krieges[22]) schrieb der „Spectator" in dem Artikel „When the People willingly offered themselves" gegen eine sofortige Einführung der allgemeinen Wehrpflicht:

Wie unsere Leser wissen, sind wir starke Vertreter der zwangsweisen Militärübung und der Wehrpflicht. Wir behaupten jedoch, daß es besser ist, ein solches System im Frieden und nicht im Kriege einzuführen. Wir wollen, daß die Wehrpflicht eine Vorbereitung auf den Krieg oder vielmehr eine Maßnahme, diesen zu verhindern, sei. Es sind nicht die an Menschen und Munition starken, sondern die schwachen Völker, die angreifen müssen. Nun jedoch, da wir inmitten des Krieges sind, würden wir viel lieber bei dem Freiwilligensystem bleiben, und die in so großer Zahl benötigten Männer ohne Zwang bekommen.

Wir wollen, daß die Worte des Gesanges von Deborah „Als das Volk sich willig darbot . . ." das Motto von 1914 sei. Obwohl

22) Spectator 21. XI. 1914.

wir nicht die leiseste Furcht haben, daß die Einführung der Wehrpflicht zu Unruhen und Widerstand führen könnte, wissen wir, daß sie eine gewisse Opposition unter gewissen Klassen der Bevölkerung verursachen würde. Deshalb wird es gut sein, wenn wir ohne die Wehrpflicht auskommen.

Aber wenige Monate nur später schreibt der „Spectator" in einem Artikel über „Compulsory Service"[23]):

> Unsere Anschauung ist, daß der Staat nach dem Gesetz und der Handhabung der Verfassung das Recht und die Macht hat, die gesamte fähige Bevölkerung dieses Landes zu den Waffen zu rufen ...

und ist fortan in mehreren Artikeln „Array the Nation" lebhafter Verfechter der allgemeinen Wehrpflicht, deren Einführung er emphatisch begrüßt[24]):

> Was uns bei der Annahme der allgemeinen Wehrpflicht mit besonderer Freude erfüllt, ist die Tatsache, daß ein Zwang durch das Gesetz unendlich gerechter und demokratischer ist, als Zwang durch den schweren und oftmals plumpen Druck der öffentlichen Meinung.

Alle konservativen Zeitschriften versuchen zu beweisen, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wohl mit den Grundsätzen der Demokratie vereinbar sei. Die raison d'être der Demokratie sei der kollektive Schutz des Individuums und daher habe sie nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, alle Maßnahmen zu ergreifen, die diesen Schutz sichern können.

F. C. Hearnshaw versucht[25]) mit einem Artikel „Compulsory Service in England" zu beweisen, daß die allgemeine Wehrpflicht oder zum mindesten ein dieser nahekommendes System eine alte Tradition Englands sei. Bis 1781 seien Preßgänge für die reguläre Armee, bis 1815 solche für die Marine in Tätigkeit gewesen, während bis 1811 die Zwangsauslosung für die Miliz gültig war. Diese Bestimmungen wurden nicht prinzipiell aufgehoben, sondern nur suspendiert, weil für sie keine Notwendigkeit mehr bestand. Doch die Gesetze, die „Army Impressment", — „Militia Ballot" und „Navy Press-Gangs" erlaubten, stehen noch im „Statute Book" und waren noch 1915 so gültig wie einst. Sie konnten vom Beginn jedes kommenden Jahres ab in Kraft gesetzt werden, wenn das Parlament die „Expiring Laws Continuance Act" nicht erneuerte, was jedes Jahr von neuem nötig war, um das Gesetz außer Kraft zu halten. H. sagt:

---

23) Spectator 16. I. 1915.
24) Spectator 6. V. 1916.
25) Quarterly Review IV. 1916.

... weit davon entfernt, eine ewige Tradition des englischen Volkes zu sein, ist der Voluntarismus nur ein „mush-room innovation", die unsere Großväter nur zögernd und provisorisch einführten.

Ein britisches Empire, das von all seinen friedliebenden, aber kampfesmutigen Männern verteidigt wird, würde nicht nur sicher gegen die Angriffe seiner Neider sein, sondern auch den sichersten Schutz gegen die Wiederkehr einer solchen Katasrtophe bieten, wie sie jetzt die Welt verheert.

Obwohl man nicht prinzipiell gegen das alte Rekrutierungssystem war, sah man doch ein, welche Schwächen und Unvollkommenheiten es aufwies.

Sir Clement Kinloch-Cooke vertrat sogar in seinem Artikel „The national Register and after"[26]) den Standpunkt, daß es sich nun nicht mehr um Prinzipien, sondern um Tatsachen handele. Der jetzige Krieg sei von allen vorigen verschieden, es gehe um den Bestand des Empire und England müsse alles daran setzen, den Kampf zu gewinnen. Wenn sich dabei alte Systeme nicht bewährten, so solle man sie ohne Skrupel über Bord werfen und diese Frage nicht als eine politische, sondern militärische betrachten.

George A. Dewar weist besonders auf die soziale Seite des gegenwärtigen Freiwilligensystems hin. In seinem Artikel „An Individualists Plea for Obligatory Service" berichtet er[27]) über die Mißstimmung zwischen den Freiwilligen und den Daheimgebliebenen, die sich nach dem Kriege noch durch den Wettbewerb zwischen den zwei bis drei Millionen Heimkehrern und den Drückebergern verschärfen würde.

Die Zeitschriften erfüllen hier ihre Aufgabe, auf dem Wege der Aussprache ideenklärend zu wirken und bereiten dadurch die Annahme eines neuen politischen Prinzipes, wie der allgemeinen Wehrpflicht, vor. Dieses war für das englische Volk ja nicht nur eine rein militärische Angelegenheit, sondern griff tiefwirkend in die geheiligten Regionen des demokratischen Geistes ein. Es zeugt von der Elastizität des englischen Konservatismus, daß sich die Zeitschriften, die sich in ihrer ganzen traditionsgebundenen Haltung als Wahrer dieser konservativen Prinzipien fühlten, nicht davon zurückschreckten, ihrem Lande dieses System zu empfehlen, dessen Durchführung, wie die zahlreichen gegnerischen Stimmen andeuten, mehr als ein gewagtes Experiment war. Denn gerade diesem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht lagen ja zu einem guten Teil die Gedankengänge zugrunde, die England in seinem Gegner bekämpfen wollte und gegen die es sich hauptsächlich in seiner

---

26) Nineteenth Century X. 1915.
27) Nineteenth Century VII. 1915.

Propaganda mit dem Typ der „Missionspropaganda“[28]) richtete. Die Aussprache in den Zeitschriften führte jedoch zu einer Klärung der einzelnen Fragen, die mit der Einführung dieses Systems verbunden waren, und machte so den Weg zu ihm frei.

Hier haben wir ein bezeichnendes Beispiel für die Wirkung und den Aufgabenbereich der englischen Zeitschriften. Während die Wochenschriften sofort eine entschiedene Haltung einnehmen und diese, ganz besonders der „New Statesman“, in kämpferischer Weise vertreten, geben die Monats- und Vierteljahresblätter in ihren Spalten beiden Teilen Raum zur Auseinandersetzung, um so überhaupt erst einmal die Basis zum aktiven Handeln zu schaffen. Nachdem die englische Regierung sich für die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht entschlossen hat, verstummt eine Diskussion dieser Frage, da ja ihr Zweck erfüllt ist und weitere polemische Auseinandersetzungen darüber fruchtlos sein würden.

Die Trennung der Aufgabenbereiche der Wochenblätter und der anderen Zeitschriften zeigt sich hier noch in anderer Weise. Während der „Spectator“ in jeder Woche aufs neue seine Forderung „Konzentration, Konzentration und noch einmal Konzentration“ hinausschreit und selbst versucht, durch das Eintreten für eine zeitweilige Prohobition aktiv an dieser Konzentration mitzuwirken, beschränken sich die anderen Blätter darauf, in der Gegenüberstellung der englischen und der deutschen Ideale und der Hervorhebung der englischen Charakterzüge, die den Sieg bringen müßten, die Überzeugung von der eigenen Kraft, das Bewußtsein der angelsächsischen Sendung und die Gewißheit des Endsieges, die Stärke verleiht, zu erwecken.

5. Die englischen Zeitschriften und der Völkerbund.

Überraschend berührt die Haltung der englischen Zeitschriftenpresse bei der Frage der Errichtung eines Völkerbundes nach dem Kriege. Es ist eigentlich nur der „New Statesman“, der diesen voll und ganz befürwortet. Dieser tut es dafür um so eindringlicher und hält die Idee eines Völkerbundes für sein eigentliches Geistesprodukt

In der Tat tritt er bereits am 10. 7. 1915, bevor noch irgendeiner der alliierten Staatsmänner mehr als allgemeine Phrasen über diesen Gegenstand von sich gegeben hat, mit einem detaillierten Plan einer „League of Nations“ an die Öffentlichkeit. Er publiziert in dieser Nummer ein Memorandum von Mr. L. S. Woolf, in dem dieser im Auf-

---

28) Wanderscheck a. a. O. Seite 82.

trage des Fabian Research Dept. eine Untersuchung über Kriegsgründe und internationale Gesetze und Abmachungen anstellt, die ihn zu dem Schluß führen, daß nur eine mit genügend Macht ausgerüstete überstaatliche Organisation fähig ist, künftige Kriege zu verhindern. W. gibt dann weiterhin ein konkretes Schema des von ihm vorgeschlagenen Völkerbundes, das im ganzen der Konstitution der Genfer Liga gleich. Dieser Artikel des „New Statesman" ist zweifellos eine Leistung, denn der erste konkrete Vorschlag durch einen alliierten Staatsmann wurde nahezu zwei Jahre später erst durch Präsident Wilson in seiner Senatsadresse vom 22. 1. 1917 gemacht, in der er sagt:

> It will be absolutely necessary that a force be created as a guanrantor of the permanency of the settlement so much greater than the force of any nation now engaged or any alliance hitherto formed or projected, that no nation or probable combination of nations could face or withstand it.

Doch bis zum 1. VIII. 1918, wo nach einer Debatte im Unterhaus Balfour die Annahme des Prinzips des Völkerbundes empfahl, wurde von englischer Seite kein entscheidender Schritt getan, um diesen Plan zu verwirklichen.

Der „New Statesman" forderte wiederholt, so am 22. XII. 1917, und noch am 10. VIII. 1918, daß die englische Regierung zum Friedensschluß bereits ein genaues Schema der „League of Nations" bereithält.

Warum näherte sich nun die englische Öffentlichkeit und die Regierung diesem System so zögernd? Die englischen Zeitschriften geben uns darüber Auskunft.

Der „Spectator" schreibt in einem Artikel „Leagues to enforce Peace"[1]):

> Wir werden ohne Zweifel gefragt werden, warum wir so gegen Friedensliga sind. Unsere Antwort ist, daß wir glauben, daß eine solche Liga mit den Prinzipien der Humanität und Gerechtigkeit in Widerspruch geraten muß. Wenn sie erfolgreich sein will, muß sie starr den status quo zur Zeit ihrer Gründung erhalten und so in zukünftigen Jahren Entwicklung und Wachstum der internationalen Verhältnisse verhindern. Weiterhin muß sie selbstsüchtigen und ehrgeizigen Staatsmännern Gelegenheit geben, die Grundsätze, Organisation und allgemeine Gewalt der Liga zu ihrem eigenen Vorteil zu gebrauchen und auf diese Weise andere Staaten ihrer Unabhängigkeit zu berauben.

Der Grund zur Ablehnung ist also ein rein realpolitischer. Man fürchtet, daß ein Völkerbund die Entwicklung des Empire behindern

---

1) Spectator 20. I. 1917.

und außerdem noch von Großbritannien als seinem Mitglied Opfer seiner eigenen Interessen verlangen wird.

J. A. R. Marriott gibt in seinem Artikel[2]) „The Concert of Europe — A plain Moral for to-day" einen genauen Überblick über die Entwicklung des Gedankens eines Völkerbundes. Dante sah in seiner Schrift „De Monarchia" die Verwirklichung des Weltfriedens nur durch eine universelle Monarchie ermöglicht. Der Abbé von St. Pierre schlägt in seinem „Projet de traité pour rendre la paix perpétuelle" im Jahre 1713 eine Konföderation der europäischen Staaten durch die dauernde Allianz der Souveräne als Basis vor. Die Executive soll durch einen ständigen Kongreß repräsentiert werden. M. zitiert weiterhin Kants Essay aus dem Jahre 1795 über den Weltfrieden und den „Grand Dessin" aus dem 16. Jahrhundert, dessen Verfasser wahrscheinlich Sully war. Die Heilige Allianz, die den einzigen in die Praxis umgesetzten Plan zur Erhaltung des Weltfriedens darstellt, krankte an folgendem Fehler: Sie wurde gegründet, um die Sicherheit und Souveränität der einzelnen Staaten zu erhalten und um vor allem den legitimistischen Gedanken in der Welt der aufkommenden liberal-revolutionären Ideen zu schützen. Ihr Ziel war also die Erhaltung sowohl des innen- wie des außenpolitischen status quo. Dieses Ziel hätte sich nur dadurch erreichen lassen, daß man gleichzeitig auch die Ursache aller kommenden Kriege beseitigte.

Da aber die Mehrzahl der damals noch in der Zukunft liegenden Kriege aus dem Geiste der inneren Revolution entstanden sind, hatten die Mitglieder der Heiligen Allianz damit die Verpflichtung übernommen, auch in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten einzugreifen. Das System der Allianz wurde dadurch ein starrer, unbeweglicher Apparat, der jede Ausdehnung und Entwicklung verhinderte und die Souveränität der einzelnen Vertragsstaaten beeinträchtigte.

M. zieht daraus den Schluß, daß ein neuer Versuch einer Hlg. Allianz mit einiger Hoffnung auf Erfolg erst dann gewagt werden könne, wenn eine grundlegende Änderung der Gesinnung der Völker eingetreten sei.

Earl of Cromer sieht in dem Artikel „Thinking internationally" die gleichen Schwierigkeiten, die er folgendermaßen formuliert:[3])

Die Schaffung eines internationalen Gerichtshofes wird die Herrschaft der Majorität und den eventuellen Verlust der Souveränität der einzelnen Staaten nach sich ziehen.

Die Existenz einer internationalen Armee und Marine fordert als sine qua non eine allgemeine Abrüstung. Es wäre aber für

---

2) Nineteenth Century II. 1916.
3) Nineteenth Century VII. 1916.

England glatter Selbstmord, die Übermacht seiner Flotte anderen Staaten gegenüber aufzugeben. Diese ist an sich die beste Garantie für den Weltfrieden bzw. das Instrument zur Bekämpfung der Barbarei gewesen. Sie ohne angemessene Garantie abzurüsten, wäre blanker Unsinn.

Außerdem fragt Cromer nach dem Verhältnis der Stimmzahlen in der Verfassung des internationalen Schiedsgerichtshofes — d. h. ob Großbritanniens Stimmzahl nach seinem Empire von 430 Mill. Menschen oder ob nur die Vereinigten Königreiche zählten. Einen weiteren Anlaß zum Zweifel gibt ihm die Frage nach der Loyalität der internationalen Armee und der Unparteilichkeit der Richter.

Eine internationale Friedensliga, die sich ohne eigene Executivmacht auf die Zusammenarbeit der einzelnen Staaten zur Verhinderung künftiger Kriege stützt, würde damit eine Stagnation des Weltbildes bringen und evtl. auch, wie das Beispiel der Hlg. Allianz zeigt, die Intervention im Falle eines Bürgerkrieges.

So würde man die Möglichkeit eines unvermeidlichen, für eine gute und gerechte Sache geführten Krieges von vornherein unterbinden.

Man kann die hier angeführten Cromer'schen Argumente für die Meinung des Großteils der englischen interessierten Kreise nehmen. Diese Einwände sind vom britischen Standpunkt aus zweifellos einleuchtend. Die Befürchtung, daß England durch den Völkerbund etwas von seiner Machtstellung verlieren könnte, daß gewisse Opfer gebracht werden müßten, wie sie der „New Statesman" fordert, das alles hielt den Engländer davon ab, trotz seiner Furcht vor Deutschland, dieses so verlockende System der kollektiven Sicherheit schrankenlos zu billigen.

Immer wieder geht man vom Scheitern der Hlg. Allianz aus und argumentiert dann in der Art des „Spectator":

... daß die menschliche Natur sich während der letzten 100 Jahre nicht von Grund auf geändert hat ...[4])

Alle konservativen und die meisten liberalen Blätter nahmen das Wort Canning's als Losung:

Every nation for itself and God for us all!

In der „Fortnightly Review" entspann sich vom Juli bis zum Oktober 1918 eine heftige Diskussion um den Völkerbund. Man hat zwar den Eindruck, daß dieses liberale Blatt, wenn auch in weit schwächerem Maße, die Meinung der liberalen Wochenschrift, des „New Statesman", teilt, doch gibt er an sich keine Stellungnahme, sondern läßt die einzelnen Parteien selbst sprechen. Lediglich daraus, daß die positiven,

4) Spectator 3. VII. 1916.

d. h. pro-Völkerbund-Artikel in der Mehrzahl sind, und aus der Tatsache, daß die ganze Debatte durch einen Aufsatz des Völkerrechtlers Sir Frederick Pollock[5]) über „Sovereignity and the League of Nations" beendet wird, in dem dieser zu beweisen sucht, daß ein Völkerbund die Souveränität der Nationen im Inneren in keiner Weise beeinträchtigt, läßt einen Schluß über die Haltung des Blattes zu. Sir Frederick schreibt diesen abschließenden Artikel in positivem Sinne und zieht damit einen Schlußstrich unter die Diskusson. Pollock hatte bereits zwei Jahre vorher in einer in der „Fortnightly Review" veröffentlichten Vorlesung an der Universität Manchester „What of the Law of Nations?"[6]) die Lehre vertreten, daß das Völkerrecht ein Gewohnheitsrecht, das nur in manchen Punkten durch eine ausdrückliche Konvention unterstützt sei, dem aber sonst jede Sanktion fehle. Pollock hoffte, daß diese Sanktion durch den Völkerbund übernommen werden könnte.

Im Juli 1918 beginnt J. B. Firth mit seinem Artikel „An Illusory League of Nations" die Reihe der Artikel, die sich polemisch mit diesem Gegenstand auseinandersetzen. Firth erkennt richtig die ungeheure suggestive Kraft dieser von Wilson ausgeworfenen Saat auf eine durch den Krieg ausgeblutete Welt, wenn er schreibt:

> Ein Völkerbund! Das ist die idealistischste Phrase, die während des Krieges unter den alliierten Völkern geprägt wurde. Sie schmeichelt den demokratischen Hoffnungen und appelliert an das demokratische Gefühl. Sie ermutigt sogar die Pazifisten, an dem gegenwärtigen Kriege teilzunehmen, um durch einen Sieg künftige Kriege unmöglich zu machen. Sie zeigt der Welt die Idee einer neuen internationalen Bruderschaft, in der kein Geld mehr für Rüstungen ausgegeben wird, wo Macht dem Recht weicht und die kleinen Nationen die gleiche Sicherheit wie die großen haben.

Die Wirkung dieser „idealistischen Phrase" ist zweifellos richtig erkannt. In der Zeit der allgemeinen Kriegsmüdigkeit wurde diese Idee begeistert aufgenommen und Wilson als der neue Messias, der die Welt von dem Blutbad erlöst, gefeiert. Es blieb den englischen Zeitschriften vorbehalten, ihre Bedenken geltend zu machen. Wie wir gesehen haben, lagen diese auf rein machtpolitischer Grundlage. Rein ideologisch wurde auch von ihnen Wilsons Plan unterstützt und theoretisch gebilligt, während man sich einer Umsetzung in die Praxis lebhaft widersetzte. Während Firth im folgenden aber nur reine Detailfragen erörtert und verwirft, liegt die Gefahr für England, wie sie von anderen erkannt wird, auf ganz anderem Gebiet.

---

6) Fortnightly Review XII. 1916.
5) Fortnightly Review X. 1918.

Hier geht es auch nicht um die Cromer'schen Argumente[7]), sondern um die Frage, ob Deutschland Mitglied des Völkerbundes werden darf. Und da lautete die einmütige Antwort aller Zeitschriften „Nein!" Alle, auch der „New Statesman", knüpfen an eine eventuelle Annahme des Prinzipes einer „Legaue of Nations" die Bedingung, daß vorher erst der deutsche Militarismus vernichtet werden müsse. Ohne diese Voraussetzung sei die Durchführung dieses Planes unmöglich.

Diese Argumentierung hat Beweggründe, die vollkommen klar liegen. Eine Annahme des Prinzipes einer überstaatlichen Organisation mit einer internationalen Polizeimacht fordert eo ipso eine allgemeine Abrüstung. Man kann aber in eine solche nicht einwilligen, ehe nicht das drohende Gespenst der deutschen Macht und Stärke, das die englische Bourgeoisie summarisch als deutschen „Militarismus" zu bezeichnen pflegt, vernichtet ist. Ein Völkerbund, wie ihn sich alle englischen Zeitschriften denken, ist nur gegen Deutschland gerichtet und nimmt daher seine Daseinsberechtigung. Deshalb muß das Reich aus ihm ausgeschlossen und durch die Kombination aller Mächte bewacht werden — also die Einkreisungspolitik Eduards VII. im größten Stile. So willigt man in den Beitritt Deutschlands nur unter der Bedingung ein, daß

> ... sich der Geist des deutschen Volkes grundlegend gewandelt habe!

D. h.: Erst wenn Deutschland seine Macht verloren hat, wenn es zu einem demokratischen Regierungssystem übergegangen ist und in Demut um seine Aufnahme in die Gemeinschaft der Völker bittet, wird über sein künftiges Schicksal entschieden werden.

Dieses Ziel verfolgt auch E. J. Dillon in seinem Artikel „The Empire and the World League".[8]) Er erkennt, daß der Erfolg des Völkerbundes in erster Linie vom Vertrauen der einzelnen Völker untereinander abhängt. Man müßte erst allen Nationen das Gefühl unbedingter Sicherheit geben, ehe sie in eine Abrüstung einwilligen und ihre nationalen Interessen denen der Liga unterordnen oder gar opfern und für übernationale Ziele zusammenarbeiten würden. Diese Sicherheit sei aber nur dadurch erreichbar, daß man die dauernden Gründe internationaler Streitigkeiten aus der Welt schaffe, die sich aus der ungerechten Verteilung des Territoriums und der Rohstoffe ergeben.

Wenn D. weiter sagt, daß auf dieser Verteilung das bisherige System der Weltpolitik beruht, so greift er damit die imperialistische Politik Englands, wahrscheinlich gegen seinen Willen, an und fordert, daß auch Großbritannien seine Opfer bringe, wenn es ernsthaft darauf

---

7) Vgl. S. 82.

8) Fortnightly Review X. 1918.

rechne, nach dem Kriege sich einen Anteil an der Kulturarbeit der Welt zu sichern.

Daß D. mit dieser interessanten Forderung recht unpopulär ist, ergibt sich schon aus den bisher gehörten Zeitschriftenstimmen, die ja gerade ein Hindernis des Völkerbundes in der Tatsache sehen, daß Großbritannien evtl. Opfer bringen müßte.

Einen anderen Weg geht William Archer.[9]) Er geht sämtliche Einwände, die bisher von Firth und auch von Cromer und Dillon gemacht wurden, durch und erledigt sie alle mit der Theorie, daß sich ein neuer Faktor eingestellt habe, der den Willen der Welt formt, — die Erkenntnis, daß der Gebrauch der Kraft als höchster Schiedsrichter in allen internationalen Angelegenheiten zum Rasseselbstmord führe. Diese zerstörenden Gewalten können nur durch die Vernunft gebändigt werden. So sei der Völkerbund die Organisation der Weltvernunft. (!)

> Diese Vernunft muß durch die Gewalt unterstützt werden, denn eine solche Kombination braucht kaum einmal in Tätigkeit gesetzt werden.
>
> So besteht der Völkerbund aus $^{9}/_{10}$ Übereinkunft und $^{1}/_{10}$ Gewalt.

Auch Major Sir John Hall und General F. C. Stone lehnen in einzelnen Artikeln den Gedanken eines Völkerbundes ab.

Hall[10]) sieht die Schwierigkeiten vor allem in der Zukunft, wenn die Liga nicht nur England, sondern auch die englischen überseeischen Besitzungen, den Fernen Osten und die Neue Welt umfaßt. Wenn dann von ihr gefordert werde, ihre Gesetze der ganzen Welt aufzuzwingen, würde sie sich dann vor den großen Schwierigkeiten nicht einfach dahin flüchten, systematisch sich jeder Veränderung zu widersetzen und dadurch jede gesunde nationale Veränderung und Entwicklung unmöglich machen?

Die Gründe, die zu der beinahe einmütigen Ablehnung des Völkerbundes führen, sind eindeutig klar.

Die englischen Zeitschriften, die durchweg eine imperialistische Haltung vertreten, fürchten, daß eine künftige Weiterentwicklung und Ausdehnung des Empire durch die Rücksicht auf die anderen Vertragsstaaten unmöglich gemacht werden könnte und daß darüber hinaus das britische Weltreich vielleicht sogar durch Zugeständnisse im Sinne der von Dillon geforderten Neuregelung[11]) in seinem Bestand und seiner

9) Fortnightly Review X. 1918.
10) Nineteenth Century III. 1917.
11) Vgl. oben S. 84/85.

Größe beeinträchtigt werden könnte. Dieser rein egoistische Gedankengang beweist, wie ernst es die Engländer in der realen Politik ihres Landes mit den demokratischen Phrasen nehmen, die doch sonst einen Hauptbestandteil ihrer politischen Terminologie bilden.

In zweiter Linie fürchten sie in einem Völkerbund, der nur abgerüstete Staaten umfaßt, die Gegnerschaft Deutschlands, das leicht

> ... dem britischen Löwen die Zähne ziehen und dem amerikanischen Adler die Krallen beschneiden könnte.[12])

Drittens aber spricht in der in den Zeitschriften zum Ausdruck kommenden generellen Ablehnung das instinktive Gefühl des Engländers mit, sich von jeder festen Bindung freimachen zu müssen; ein Gefühl, daß bereits früher seinen Ausdruck in dem Fehlen einer schriftlichen Verfassung und eines corpus juris seinen Ausdruck fand.

In diesem Sinne schreibt Sir Herbert S t e p h e n[13]):

> Falls ein neuer Krieg jemals ausbrechen sollte, werden die Engländer, die dann leben, weit besser in der Lage sein, die gegebenen Umstände für sich selbst zum Besten zu regeln, wenn wir nicht versucht haben, ihr Vorgehen dadurch zu bestimmen, daß wir, auch in ihrem Namen, unbedingte Verpflichtungen eingehen, die auf eine ganz andere Sachlage gegründet sind.

Wenn auch manche Stimmen sich dafür aussprechen, die jetzige, d. h. für die Kriegssituation bestimmte Mächtegruppierung zur Sicherung des Friedens beizubehalten und diese Kombination ausschließlich gegen den „germanic bloc" Mitteleuropas zu richten, so ist doch die allgemeine Ansicht die, daß England, auf sich allein gestellt, am besten fahren würde.

So gilt außer dem Wort Canning's noch der Ausspruch, den Lord Castlereagh dem Zaren gegenüber tat, als dieser England vor mehr als 100 Jahren aufforderte, sich der Hlg. Allianz anzuschließen:

> The Problem of an universal alliance for the peace and the happness of the world has always been one of speculation and hope, but it has never yet been reduced to practice and if an opinion may be hazarded from its difficulty, it never can.

12) Brigadier-General F. C. Stone im Nineteenth Century III. 1917.
13) Nineteenth Century IV. 1917.

6. Die deutsche Kriegsschuld und die deutschen Kriegsziele in den englischen Zeitschriften.

Wir haben gesehen, wie sofort nach Kriegsausbruch die gesamte öffentliche Meinung Englands gegen Deutschland mobilisiert wurde. Niemand legte Gewicht auf die Tatsache, daß sich der Krieg als Folge des österreichisch-serbischen Konfliktes entwickelt hatte, sondern der Schuldige, gegen den sich die englische Presse richtete, war einzig und allein Deutschland, während Österreich lediglich die Rolle des Verführten zugeschrieben wurde. Bemerkenswert ist, daß diese Rollenverteilung schon vor Kriegsausbruch in den Zeitschriften feststand und typisch, daß wiederum nur der „New Statesman" eine von den anderen verschiedene Haltung einnahm:

> Hinter den Kulissen arbeitete die deutsche Regierung mit fieberhafter Energie daran, den Konflikt zu lokalisieren und Österreichs Ton zu mäßigen.
>
> Anstatt den günstigen Moment zu nutzen, hat Deutschland alles getan, was es konnte, um die Flammen zu löschen.
>
> Im gegenwärtigen Augenblick zeigt Deutschland, daß es weit davon entfernt ist, jene Eroberungspläne zu hegen, die die englischen Chauvinisten ihm nachsagen.[1])

Doch hier ist der „New Statesman" wieder einmal mehr der Prediger in der Wüste, und auch er vertritt schon von der nächsten Nummer an eine entgegengesetzte Meinung und erklärt Deutschland für den Kriegsschuldigen.

Es liegt klar auf der Hand, warum die englische Zeitschriftenpresse so sehr bemüht war, Deutschland als den Alleinschuldigen hinzustellen, während sie Österreich-Ungarn milder behandelte.

Alle Kräfte des Volkes mußten auf ein Ziel — die Vernichtung des Gegners — gelenkt werden, sonst konnte man mit diesem individualistisch gesinnten Volk keinen Krieg gewinnen. Um diese Konzentration des nationalen Willens aber zu erreichen, war es nötig, auch nur e i n e n Gegner besonders herauszustellen, alle Schuld auf seiner Seite festzustellen, ihn schwarz in schwarz zu malen und dem Volke immer wieder einzuhämmern, daß das d e r Feind sei, der die Existenz des Weltreiches bedrohte, der geschickt und planvoll diesen Krieg vom Zaune gebrochen hat, um England, für dessen Institutionen es so tiefe Mißachtung empfindet, zu vernichten. Außerdem spielt noch die Tatsache eine gewisse Rolle, daß England sich durch den mächtigen Aufstieg des Zweiten Reiches wirklich bedroht fühlte und daß der in den englischen Zeit-

---

1) New Statesman 1. VIII. 1914.

schriften vertretenen Geisteshaltung der englischen Oberschicht wirklich nichts fremder war, als der harte, soldatische Geist des jungen Deutschlands, den man einfach mit dem Worte „Militarismus" abtat.

Der „Spectator" behauptet[2]), daß Deutschland bereits 1912 zum Kriege entschlossen gewesen sei und dazu einen günstigen Zeitpunkt nach der Vollendung des Nord-Ostsee-Kanals festlegte. Derlei Behauptungen sind typisch für die englischen Zeitschriften. Sie stellen unerschütterlich eine solche auf, der sie durch die Prägnanz ihrer Feststellungen den Anschein des Bewiesenen geben, ohne jedoch jemals von einem Beweise zu sprechen oder einen solchen aufweisen zu können. Man versucht einfach, aus seiner Mentalität heraus, mögliche Handlungen des Gegners zu bestimmen, stellt eine Theorie darüber auf und veröffentlicht sie, ohne sie deutlich als eine solche zu kennzeichnen. Durch den äußerlichen Wahrheitscharakter, den diese Theorie trägt, wirkt sie dann. Dieses Vorgehen wird noch deutlicher durch einen Artikel H. W. Steed's. Er hat alle Gerüchte, die sich um den Besuch des Kaisers auf dem Schloß des Erzherzogs Franz Ferdinand in Konopisht am 12. Juni 1914 bildeten, zu einem Artikel „The Pact of Konopisht" verdichtet. Er konstruiert aus diesem Besuch die absolute Kriegsschuld Deutschlands. Er spricht als sicher von der Absicht des Kaisers, noch im Monat Juni einen Krieg mit Rußland zu provozieren, um dann ganz Südosteuropa unter die Habsburger aufzuteilen. Das Schema dieses Paktes gibt Steed mit allen Einzelheiten, ohne aber mitzuteilen, auf welchem Wege er zu dieser Kenntnis gelangt ist.[3])

Danach soll das alte Königreich Polen mit Litauen und der Ukraine wiederhergestellt werden, dessen König Franz Ferdinand selbst und nach seinem Tode sein Sohn, Prinz Maximilian Karl, werden sollte. Prinz Ernst sollte Böhmen, Ungarn, alle südslawischen Gebiete Österreichs mit Serbien und der slawischen Küste der Ostadria und Saloniki zu einem zweiten Königreich vereinigen. Dafür, daß Deutschland Posen an das neue Königreich Polen gibt, sollte es Deutsch-Österreich mit Triest unter Erzherzog Karl erhalten.

Die Idee von Konopisht sei dann gewesen, eine enge und dauernde militärische und wirtschaftliche Bindung zwischen dem vergrößerten Deutschen Reich, dem Königreich Polen und dem böhmisch-ungarisch-südslawischen Reiche zu schaffen.

Man sieht, daß Steed diesen Pakt bis in die Thronfolgefragen hinein konstruiert hat und dem englischen Publikum, das in europäischen Fragen von verblüffender Urteilslosigkeit ist, und besonders von Deutschland alles glaubt, diese Theorie als Tatsache vorlegte.

---

2) Spectator 27. XI. 1915.
3) Nineteenth Century II. 1916.

Wie malen sich nun in den englischen Zeitschriften die Gründe, aus denen Deutschland den Krieg begonnen haben soll?

Die Antwort auf diese Frage ist einfach und für alle Zeitschriften die gleiche.

Der „Spectator" schreibt in seinem Artikel „The Origin of the War"[4]):

> Man beginnt jetzt allgemein einzusehen, daß Deutschland den Krieg herbeiführte, weil es fürchtete, daß, wenn der Krieg nicht käme, es seinen stärksten nationalen Anspruch aufgeben müsse — den Anspruch, eine große Weltmacht zu sein, die in Europa vorherrscht, mit großen abhängigen Gebieten in anderen Erdteilen, fähig, die See zu beherrschen oder zum mindesten eine größere Flotte zu besitzen, als irgend ein anderes Land außer Großbritannien, mit der sicheren Absicht, England darin in der Zukunft gleichzukommen und evtl. die erste Seemacht zu werden.

Schlägt man nun die späteren Nummern des „New Statesman" oder der „Fortnigthly Review" oder der „Quartlery Review" oder eine der anderen Zeitschriften auf, so findet man immer die gleiche Lesart: Deutschland hat den Krieg begonnen, weil es sich den Platz einer Weltmacht erobern wollte, weil es die Worte des Kaisers „Weltmacht oder Niedergang" wahrmachen wollte. Sein „will to power" hat die Welt in dieses Unglück gestürzt.

„Outis" belegt in seinem Artikel „Armagaddon and after"[5]) diese Expansionsgelüste Deutschlands mit folgenden Daten aus der Geschichte:

Erwerbung Kiautschaus 1897; Besuch des Kaisers in Tanger 31. 3. 1905; Konferenz Algeciras Januar 1906; Annexion Bosniens und der Herzogevina 1908; „Panthersprung" nach Agadir Juli 1911.

Zu den Kriegsursachen und -anlässen schreibt er:

> Anlässe sind die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand, das österreichische Ultimatum an Serbien, die heftige und unmäßige Politik des Kaisers, die den Krieg beschleunigte und — von einem allgemeinen Standpunkt aus — die besondere Form des Militarismus in Deutschland.
>
> Die Ursachen aber sind in der Geschichte und den wechselseitigen Beziehungen der europäischen Völker während der letzten 25 Jahre zu finden: in dem Ehrgeiz Deutschlands, eine kaiserliche Flotte zu schaffen, sein Streben, sich einen Platz an der Sonne zu

---

4) Spectator 8. VIII. 1914.
5) Fortnightly Review XI. 1914.

schaffen und eine große Kolonialmacht zu werden, die Bildung des Dreibundes, die von der Bildung der Entente gefolgt wurde, die Rivalität zwischen Teutonen und Slawen.

Es ist verständlich, daß die durchweg imperialistisch gesinnten englischen Zeitschriften unter den Kriegsgründen Deutschlands auch den imperialistischen Gedanken an erste Stelle setzten. Sie sahen in dem Weltkrieg letzten Endes einen Rivalitätskampf zwischen den zwei mächtigsten Staaten der Welt um die Vorherrschaft. Der deutsche Anspruch auf seinen Anteil an der Ausnützung und Beherrschung der Weltoberfläche gefährdete in ihren Augen als erstes die Existenz und die Ausdehnung des britischen Weltreiches. Um diesen Bestand aber zu sichern, war ihrer Meinung nach zweierlei nötig: 1. die Konzentrierung aller nationalen Kräfte auf Deutschland als den eigentlichen und gefährlichsten Feind und 2. die Vernichtung dessen, was das deutsche Volk stark machte, — der preußische Geist, den die englischen Zeitschriften mit Militarismus bezeichneten. Deshalb ist es auch gleichgültig und bedeutungslos, wenn in einer Zeitschrift ein Wirtschaftler als den wahren Kriegsgrund die Gefahr der wirtschaftlichen Expansion erklärt, wie André Lebon in seinem Artikel „Some ecconomic Lessons of the War“[6]):

> Zu Beginn dieses Jahrhunderts begannen einige Staaten zu bemerken, daß Deutschlands wirtschaftliche Macht, die immer neue Kanäle suchte, ihren eigenen Handel und die Industrie zu bedrohen begann. Auch König Eduard und seine Staatsmänner wurden auf die hartnäckige wirtschaftliche Eroberung der Weltmärkte im allgemeinen und der englischen im besonderen aufmerksam. Mächte, die bis dahin Deutschlands Entwicklung gleichgültig betrachtet hatten, versuchten nun, der Invasion durch deutsche Produkte eine Grenze zu setzen, und zwar in solchem Maße, daß Deutschland fürchtete, sein ganzes wirtschaftliches System könne bankrott gehen.

Hier also wird Deutschland durch sein Bestreben, sich neue Absatzmärkte zu erobern und die alten zu sichern, zum Kriege gezwungen. Doch diese Ansicht Lebon's ist vereinzelt und weicht auch nicht weit von der allgemeinen Auffassung, daß die Expansionsbestrebungen Deutschlands den Krieg verursacht hätten, ab.

Diese sind, nach Meinung der englischen Zeitschriften, nicht a priori vorhanden, sondern wurden erst durch den preußischen Militarismus erzeugt. Dieser ist nach außen hin nichts weiter als die Lust zu herrschen, der Wille zur Macht.

---

6) Quarterly Review VII. 1917.

Nach Lord Sydenham of Combe[7]) begann die Entwicklung, die Preußen-Deutschland zu dem gegenwärtigen Krieg geführt hat, nach der Niederlage zu Jena, als die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, die die nationalen Wesenszüge Preußens grundlegend veränderte. Der erfolgreiche Krieg von 1870/71 brachte dann die allgemein-deutsche Annahme dieses Systems mit dem Erfolg, daß der Militarismus herrschend wurde und alle ethischen und politischen Kräfte umwandelte. Das deutsche Ideal, sich ganz, sowohl geistig als auch militärisch, auf den Krieg zu konzentrieren, schuf eine vollkommene Herrschaft des militanten Geistes und der militärischen Ziele, in denen die mittelbaren und unmittelbaren Ursachen des Krieges gesucht werden müssen.

Dean W. R. Inge sieht die Kriegsursachen in folgenden Tatsachen[8]):

> Der Krieg ist seit langem eine „national industry" Deutschlands gewesen, und der Gedanke an ihn erweckt keinen Widerwillen; der militärische Beruf erfreut sich eines außerordentlichen gesellschaftlichen Prestiges; die militärischen Tugenden wurden überschätzt und die gebildeten Kreise proklamierten die biologische Notwendigkeit eines internationalen Krieges. Die Armee glaubte, unbesieglich zu sein und hatte begonnen, die Politik ihres Landes zu kontrollieren — und wo diese beiden Bedingungen herrschen, kann keine Diplomatie den Krieg vermeiden.
>
> Der Professionalismus hat immer ein eigensüchtiges und antisoziales Element in sich, und der Professionalismus des Soldaten ist immer bereit, das Recht gering zu schätzen und die Skrupel der Zivilisten zu verachten.

Sidney Low geht in seinem Artikel „Germanism and Prussianism"[9]) den gleichen Weg in der Feststellung der deutschen Kriegsschuld. Er versucht dann, den Einfluß des deutschen Militarismus in der Lenkung des deutschen Kriegswillens wie folgt zu erklären:

> Die Deutschen sahen, daß sie die Fähigkeit haben, die in diesem Zeitalter der Aktivität, des Triumphes des Willens und der Macht in jeder Form zum Erfolge führen. Sollten sie sich weigern, jenen Mentoren zu glauben, die ihnen versichern, daß sie vor allen anderen dazu geschaffen sind, in solchen Umständen wie den gegenwärtigen zu herrschen, daß sie nur alle Kraft daransetzen brauchten, um den ersten Platz zu gewinnen? Wenn die eine Bedingung,

---

7) Quarterly Review X. 1914.
8) Quarterly Review I. 1918.
9) Edinburgh Review X. 1914.

um dieses Ziel zu erreichen, war, daß die Deutschen sich einer Autokratie unterwerfen mußten, so glaubten sie wohl, daß es sich lohnen würde.

Daß die deutschen Expansionsabsichten noch anderer als nur politischer und wirtschaftlicher Art waren, deutet Prof. W. Alison Phillips in seinem Aufsatz über „Europe and the Problem of Nationality“[10]) an:

> Die Deutschen unterscheiden sich von allen anderen Nationen nur durch die Gründlichkeit, mit der sie ihre Nationalitätentheorie formuliert und in die Praxis umgesetzt haben. Für sie ist die Nation ein Organismus, der, wie jeder andere, zerfällt, wenn er aufhört zu wachsen. Daraus folgt, daß der Patriotismus dem Wachstumsprozeß keine Schranken setzen darf.
>
> Wie die Größe Deutschlands nur in der Beherrschung des Reiches gefunden werden kann, so ist die Größe und Güte der Welt nur möglich durch die Herrschaft der deutschen Denkungsart, der deutschen „Kultur“ — in einem Worte, des deutschen Charakters. Es ist nötig, dieses summum bonum mit Gewalt an die Macht zu bringen, denn „der Krieg ist der Vater aller Dinge“. Das ist der Grund, warum das deutsche Volk jetzt eine Nation in Waffen ist.

Wir werden diese hier von Prof. Phillips aufgestellte Behauptung, daß Deutschland gewillt sei, seine Kultur der ganzen Welt aufzuzwingen, in einem späteren Kapitel noch eingehend zu untersuchen haben.

William Archer sieht in seinem Artikel „A German Naval Historian“[11]) den wahren Kriegsgrund in der Eifersucht Deutschlands auf die britische Seeherrschaft, in dem

> ... unerträglichen Gedanken, daß seine „gepanzerte“ Faust zur See weniger schrecklich, weniger allmächtig sei, als auf dem Lande.

Um kurz zusammenzufassen, kann man sagen, daß die Verständnislosigkeit, mit der das individualistische geistige Publikum in England der unbegreiflichen Intensivierung der nationalen Gefühle in Deutschland gegenübertrat, Veranlassung dazu gab, alle berechtigten deutschen Ansprüche und Bestrebungen einfach auf den Militarismus, die gewaltige „Besessenheit“ des deutschen Volkes zurückzuführen.

Der Preis, der für diese Bemühungen dem deutschen Volke gezahlt werden sollte, d. h. die deutschen Kriegsziele, werden ebenfalls äußerst detailliert in der englischen Zeitschriftenpresse erörtert.

---

10) Edinburgh Review I. 1915.
11) Edinburg Review V. 1915.

Sir H. H. Johnston schreibt dazu[12]):

Deutschland ging in den Krieg, um sich einen zweiten Ausgang zur Nordsee ... die Scheldemündung ... zu sichern, zweitens, um für Österreich die Vorherrschaft auf dem Balkan und den Hafen Saloniki zu gewinnen, drittens, um sich selbst das ganze Kongobecken, Marokko, den größeren Teil von Portugiesisch-Afrika, der asiatischen Türkei, eine vergrößerte Einflußsphäre in China und die Aufsicht über Holländisch-Indien zu sichern.

Von der Theorie Steed's über den Pakt von Konopisht haben wir bereits gehört. Noch weiter als er geht „Politicus"[13]), als er schreibt, daß Deutschland sich neben Belgien, Nordfrankreich, den französischen Kolonien und den strategisch wichtigen Gebieten wie Belfort, Verdun und Calais noch im Osten die baltischen Provinzen bis Petersburg, ganz Polen, die Ukraine und die Nordküste des Schwarzen Meeres wollte. Außerdem würde es zweifellos Bulgarien, Rumänien und Albanien zum Anschluß an den deutsch-österreichischen Staatenbund zwingen.

Die Türkei sollte Ägypten, Nordafrika, Marokko, Kaukasien, Persien, die zentralasiatischen Provinzen Rußlands um Taschkent und Omsk und noch Afghanistan und Nordindien erhalten.

Diese angeblichen deutschen Kriegsziele, die gerechte nationale Bestrebungen gigantisch aufblasen, machen es deutlich, wie sehr die Haltung der englischen Zeitschriften von der Angst vor Deutschland diktiert wurde.

Welchen Quellen diese Angst entspringt, und welche psychologische Faktoren sie bestimmen, soll das nächste Kapitel an Hand der eigenen Zeugnisse der englischen Zeitschriften klarlegen.

7. Die englischen Zeitschriften und deutscher „Militarismus" und deutsche „Kultur".

Wir haben als das oberste Kriegsziel, das die englischen Zeitschriften fordern, die Vernichtung des preußischen „Militarismus" erkannt. Deutschlands Kriegsschuld wurde dadurch bewiesen, daß man die finsteren Welteroberungspläne dieses Militarismus anprangerte.

Das englische Volk in seiner Gesamtheit wurde dadurch auf den Krieg konzentriert, daß man ihm den Militarismus als einzigen und gefährlichsten Gegner, dessen Ideale gegen die des englischen Volkes standen, zeigte.

12) New Statesman 24. VII. 1915.
13) Fortnightly Review IX. 1916.

Immer und überall stoßen wir in den englischen Zeitschriften auf den Begriff des preußischen „Militarismus“ als dem Inbegriff alles dessen, was niedrig und gemein an einem Kulturstaat und unvereinbar mit dem Weltfrieden ist. Der geistige Ausdruck dieses Militarismus ist die deutsche „Kultur“, zu deren Ausbreitung über die ganze Welt die preußische Militärschicht, die „Junkers“, den Krieg entfesselt haben.

Was ist nun dieser Militarismus? Wir dürfen dieses Wort nicht mit dem identifizieren, was demokratische Gemüter im früheren Deutschland damit bezeichneten: d. h. die Wehrhaftmachung der Nation. In den englischen Zeitschriften tritt uns eine ganz andere Auffassung dieses Begriffes gegenüber. Militarismus ist das, was im Preußen Friedrichs des Großen entstand, was durch Clausewitz, Scharnhorst und durch Nietzsche und die Schule der deutschen Historiker um Treitschke und in der Vorkriegszeit durch General von Bernhardi fortgesetzt wurde, — der deutsche Nationalismus, die Intensivierung des völkischen Gefühls der Deutschen nach einer langen Epoche der Uneinigkeit und Zersplitterung, die Erkenntnis, daß das deutsche Volk als Gesamtheit dazu berufen sei, in Mitteleuropa den ihm gebührenden, nach seinen machtpolitischen und geistigen Ansprüchen zustehenden Platz einzunehmen.

Die Erkenntnis der völkischen Zusammengehörigkeit und der inneren Stärke, die in einem geeinten Deutschland liegt, die Staatsauffassung, wie sie Treitschke formulierte und schon Friedrich II. vorlernte — kurz, all das, was das deutsche Volk und den deutschen Menschen im einzelnen so stark und mächtig gemacht hat, all das bezeichnen die englischen Zeitschriften mit dem Wort „Militarismus“.

Auf zweierlei Arten versuchen nun die Zeitschriften, sich diesem Militarismus zu nähern und seine Herkunft zu erklären. Sidney L o w versucht in dem bereits zitierten Artikel „Germanism and Prussianism“[1]), in der Geschichte der Einigung Deutschlands den Grund zu der jetzt dort herrschenden Auffassung vom Staat und der völkischen Ethik zu finden. Er sagt:

> Der Preußengeist (prussianism) ist wie jeder andere Organismus das Ergebnis einer Evolution und der formenden Hand der Umstände.

Er schildert das Deutschland des ausgehenden Mittelalters und des Dreißigjährigen Krieges, das, da es uneinig und zerrisen war, ohnmächtig der Gewalt auswärtiger Gegner ausgeliefert war Es wurde dann von innen her durch Preußen geeint.

1) Edinburg X. 1914.

Die herrschende Kaste Preußens und die preußischen Professoren haben es zu Beginn des Krieges leicht gehabt, das alte preußische Mittel, den Knoten mit Gewalt zu durchreißen, wenn sich die Gelegenheit bietet, wieder anzuwenden.

Es war ein erfolgreicher Krieg unter einer Militär-Autokratie, der das Preußen der Vergangenheit geeint und gestärkt hat; so sollte denn der Krieg es auch weiterhin retten und seine Größe in der Zukunft verstärken. Das ist ein Grund, warum der Krieg, den die anderen Völker als schreckliches Ereignis empfinden, in Deutschland verehrt wird; warum jedes Jahr eine Unmenge Bücher über den Krieg veröffentlicht und von Tausenden gelesen wurden; warum das Götzenbild des Krieges in Hütte und Schloß und im Studierzimmer verehrt wurde; warum das Streben nach einer wahrhaft demokratischen und konstitutionellen Herrschaft vergeblich gegen den Fels des Hohenzollern-Militarismus anstürmt.

Disziplin, Gehorsam und Unterwerfung sind die Eigenschaften, die Preußen ganz Deutschland gelehrt hat. Das in Empfinden und Gefühl demokratische Deutschland ließ sich zu einer großen Kriegsmaschine unter der Kontrolle preußischer Offiziere machen, weil es glauben gemacht wurde, daß es nur unter diesen Bedingungen seine Bestimmung erfüllen könnte.

Geschichte und Geographie also haben nach Low zu der preußischen Auffassung des politischen Handelns beigetragen. Er deutet den Erfolg des siegreichen Feldzugs 1870/71 richtig, der für Deutschland ein neues Selbstbewußtsein, ein plötzliches und überwältigendes Vertrauen zu sich selbst bedeutete.

Einfacher macht es sich Harald C o x , als er sagt[2]):

Der Militarismus Deutschlands ist eine Verbindung des nationalen Temperaments mit allgemeiner militärischer Disziplin.

Der „Spectator" versucht in seinem Artikel „What is wrong with Germany"[3]) der deutschen Mentalität auf andere Weise nachzugehen. Er hält die Tatsache für die eigentliche Erklärung all dessen, was den Fremden so abstoße, daß die Deutschen sich der Logik sklavisch ergeben hätten. Sie formulieren Abstraktionen und fallen dann nieder, um sie anzubeten; sie dienen ihnen in intellektueller Hörigkeit.

Ein besonders prägnantes und tiefwirkendes Beispiel sei dabei die deutsche Staatstheorie. Nach Treitschkes Theorie sei der Staat eine Macht, keine Akademie und auch keine Börse. Der „Spectator" versucht nun, aus dieser Machttheorie die Handlungen Deutschlands zu

2) Edinburgh Review I. 1915.
3) Spectator 30. I. 1915.

erklären. Er leitet davon die Deduktion ab, daß Staat Macht ist und daß daher nur die mächtigen Staaten ein Recht zu leben haben. Daher die „scrap of paper"-Politik, sagt der „Spectator". Deshalb auch die verbrecherische Kriegführung Deutschlands, die Lehre von „Not kennt kein Gebot", die Unterordnung der internationalen Konvention und Gesetze unter das Gebot der militärischen Notwendigkeit. Nach dem „Spectator" also ist die ganze, so oft geschmähte deutsche „Machtpolitik" und der gefürchtete und gehaßte deutsche „Militarismus" lediglich auf die Tatsache zurückzuführen, daß die Deutschen eine Vorliebe für das logische Denken, geringe geistige Beweglichkeit und einen Denker besitzen, der gerade zur rechten Zeit eine Theorie aufstellte und eine Lehre verkündete, die ein Menschenalter später den fürchterlichsten Krieg aller Zeiten verursachte.

Doch ist diese Theorie von der Schuld der deutschen Logik am Krieg nicht einmal so vereinzelt, wie man bei der gesunden Urteilsfähigkeit des Engländers annehmen sollte.

Arthur E. P. Brome-Weigall schrieb in seinem Artikel „German Logic and its Results"[4]) dieser besonderen intellektuellen Fähigkeit der Deutschen eine ähnliche Wirkung zu. Er schreibt u. a.:

> Welches sind die Gründe der deutschen Greuel in Belgien? Es ist die Verderbtheit der deutschen Logik, — die Unfähigkeit der Deutschen, das Paradoxon zu erkennen, auf dem das Leben aufgebaut ist. Die deutsche Zivilisation ist andere Wege als die der übrigen Welt gegangen. Die erstere hat sich dem Materialismus und der Aufgabe aller Geistigkeit genähert, während die andere sich zu einer größeren „tenderness" und der Entwicklung einer steigenden Abneigung gegenüber unverhüllten Tatsachen entschlossen hat. Deutschland hat Kultur als die Erkenntnis der menschlichen Grenzen definiert; der Rest der Welt glaubt, daß sie auf der überlegten Blindheit des Geistes den unangenehmen und schrecklichen Tatsachen des Lebens gegenüber beruht.
>
> Alle die Greuel, die die Deutschen begangen haben, sind ihrer Ergebenheit augenfälligen Tatsachen gegenüber und ihrem Glauben, daß die Tatsache Anfang und Ende des Seins ist, zuzuschreiben.
>
> Die Deutschen sind so „kultiviert", daß sie die Dinge sehen, wie sie sind. Wir sehen die Dinge, wie sie sein müßten. Die Deutschen folgen dem Denkprozeß bis zu seinem logischen Ende; wir verwerfen diese Folgerungen und stellen Lebensregeln auf, die nicht durch Logik gerechtfertigt werden können.

---

4) Fortnightly Review X. 1915.

Der deutsche Militarismus und die militärische Bereitschaft der deutschen Armeen sind Anzeichen dieser Krankheit.

Der teutonische Geist, der nur nüchterne Tatsachen anerkennt und Ideale ablehnt, hat erkannt, daß die Nationen nur gierige Tierherden sind, die einander berauben; und so wurde jede Anstrengung gemacht, um sich auf den unvermeidlichen Kampf vorzubereiten, der dem ersten Zusammenprall der Interessen folgen mußte.

Diese Annahme eines brutalen Materialismus durch das deutsche Volk scheint den englischen Zeitschriften die wahre Ursache des Militarismus. Der Ausdruck dieses Militarismus nach außen hin ist die Politik, die in den englischen Zeitschriften allgemein als „macchiavellistisch" bezeichnet wird. Im Innern wirkt sie sich durch die Verherrlichung der Macht des Willens aus, in dem Versuch, den Willen vom Denken und dem Gefühl zu isolieren, den einige Autoren Deutschland nachsagen.

T. Sharper Knowlson formuliert diese Auffassung folgendermaßen[5]):

Der Wille ist in Deutschland die höchste Macht, daher die Machtdoktrin Nietzsches und dessen Popularität bei den Soldaten.

K. fragt dann nach den Grundlagen dieser „teutonischen Willensverehrung" und des „will to power".

Seiner Auffassung nach liegen diese erstens in der Neigung der Deutschen zur Systematisierung des Lebens in ein geordnetes und logisches Schema und zweitens in der Überzeugung der Deutschen, daß sie das auserwählte Volk Gottes sind.

Diese Folgen der deutschen Logik haben wir in den englischen Zeitschriften zur Genüge erfahren. Bedeutungsvoller aber ist der angebliche Anspruch der Deutschen, das „Weltvolk" zu sein. Man begegnet in den einzelnen Blättern immer wieder dem Argument, daß die Deutschen sich, in dem Glauben, allen anderen Staaten überlegen zu sein, dazu verpflichtet fühlen, „Wächter des Wissens und der Größe der Welt" zu sein. Daraus folgt dann, daß ihnen die Pflicht obliegt, die übrige Welt zum Germanismus als dem wahren Träger aller Kultur zu bekehren.

Der Militarismus erzeugt in Deutschland nach Meinung der englischen Zeitschriften die besondere Form der deutschen Kultur; der Krieg wurde begonnen, um diese Kultur allen anderen Völkern aufzuzwingen, d. h. um die Welt zu erobern. Der deutsche Militarismus wiederum baut sich einmal auf den Defekten der deutschen Logik und zum anderen auf der deutschen Staatsauffassung, der Lehre, daß der Staat

5) Fortnightly Review IX. 1918.

Macht sei, auf. Wer aber hat diese Lehre verkündet und ist damit der Alleinschuldige am Kriege?

Nach Sir Malcolm Mac Ilwraith[6]) ist dieser Erzverbrecher Prof. Adolf Lasson, der 1868 sein Buch „Das Kulturideal und der Krieg" veröffentlichte, das den Staat als die höchste unbeschränkte Macht proklamierte, für die es weder Gesetze noch Verbrechen gäbe. Die Nachfolger Lassons seien dann Ostwald, Treitschke, Nietzsche, Tanneberg und Bernhardi.

Es ist wahrhaftig die Meinung der englischen Zeitschriften, daß es der durch diese Denker hervorgerufene geistige Prozeß und nicht etwa eine wirtschaftliche oder politische Notwendigkeit war, die den Krieg verursachte. Wie für die Mohammedaner, die den Koran mit dem Schwerte verbreiteten, so war auch für die Deutschen, so sagt W. D. de Burgh in einem Aufsatz „The Peril of Hubris"[7])

> ... der Krieg nur ein Instrument, das den Triumph der deutschen Kultur herbeiführen sollte. Die Deutschen glauben, daß sie für ein Ideal kämpfen. Sie träumen von einer europäischen Zivilisation, die unter der pax germanica gedeihen und unter der Führung der deutschen Literatur, Kunst und Wissenschaft stärker werden soll.
>
> Durch die Lehren der Philosophen fühlten sich die Deutschen als das auserwählte Volk, dessen Mission es ist, die Segnungen seiner Kultur allen Menschen aufzuzwingen.
>
> So mußte sich die deutsche Kultur dem politischen Ziel unterordnen und trägt heute die gleichen Züge wie die Kultur des ausgehenden Mittelalters; wir stehen einer neuen Form der Scholastik gegenüber.

Was ist nun unter dem Schlagwort von der deutschen „Kultur" zu verstehen?

Sir Charles Waldstein gibt uns darüber in seinem Artikel „Morality and German War-Aims"[8]) Aufschluß:

> Sie ist mit unserem Worte „culture" nicht gleichbedeutend. Mr. Dibblee hat in seinem Buche „Germany's Economic Position" mit glücklicher Formulierung bewiesen, daß sie mehr eine Methode als eine moralische Substanz ist. Ich selbst habe mich bemüht[9]), zu zeigen, daß sie hauptsächlich in der vollständigsten Erkenntnis des Wertes der intellektuellen Güter (d. h. nicht nur technische, sondern auch wissenschaftliche, philosophische und künstlerische Leistungen) in ihrer unmittelbaren Beziehung zum wirklichen mate-

6) Nineteenth Century X. 1917.
7) Edinburg Review IV. 1917.
8) Nineteenth Century IV. 1917.
9) Vgl. Sir Charles Waldstein „Aristodemocracy".

riellen Leben besteht. Ich habe mich auch bemüht zu zeigen, wie diese charakteristische und hohe Entwicklung des deutschen Lebens nicht so sehr dem rassischen oder nationalen Temperament, als den durch politische und soziale Bedingungen geschaffenen Traditionen zu verdanken ist.

Waldstein sieht also in der Unterordnung oder vielmehr Koordinierung aller kulturellen Errungenschaften, Fähigkeiten, Erkenntnissen und Leistungen unter des Gemeinwohl, der Ausnutzung all dieser Leistungen zum kollektiven Besten — kurz, im Abrücken vom l'art pour l'art Standpunkt, den wahren Grund der

> ... allgemeinen Dekadenz der moralischen Eigenschaften des deutschen Volkes.

Hier stehen wieder die englischen Zeitschriften als Exponenten der individualistischen, liberalen oder, wie sie es bezeichnen, „self-contained" Weltanschauung gegen die totale Staatsauffassung, wie sie die besten Kräfte Deutschlands, eben jene lange Reihe von „Kriegsschuldigen" mit Treitschke und Nietzsche an der Spitze, vor dem Weltkriege vertreten hatten.

Die Wechselwirkung zwischen „Kultur" und „Militarismus" oder, mit unseren Worten, die Abhängigkeit der Kultur vom völkischen Leben und die Erhaltung des Staates durch die völkische Kultur, schildert ‚Outis' folgendermaßen[10]):

> Das Hauptobjekt des menschlichen Lebens ist — so sagen die Deutschen — der Krieg, und je höher eine Nation steht, desto mehr muß sie sich auf den Krieg vorbereiten. Kultur bedeutet nicht, wie wir hofften und dachten, die beste Entwicklung künstlerischer und wissenschaftlicher Aufklärung, sondern lediglich eine allabsorbierende Willenskraft, ein alles verschlingendes Streben, an der Spitze zu sein und alles andere zu zerschmettern.
>
> Die Deutschen glauben, daß sie die höchste Art der Menschheit verkörpern, daß sie besonders dafür geeignet seien, Führer zu sein und daß der einzige Weg dahin nur durch eine Militärmacht möglich sei, der niemand zu wiederstehen vermag. Weiterhin sind alle Methoden in der geheiligten Sache der deutschen Kultur gerechtfertigt ... usw.

Wie kam nun der deutsche Mensch dazu,

> Schüler eines verrückt gewordenen Intellektualismus ...

zu werden, wie sich einmal der Spectator[11]) ausdrückt?

10) Fortnightly Review X. 1914.
11) Spectator 30. I. 1915.

Welcher geistige Prozeß bereitet ihn auf diese Rolle des „Auserwählten“ vor?

Wir haben gesehen ,daß das nationale Temperament und die Tradition der Geschichte vereint mit dem Wirken der Philosophen und Historiker des 19. Jahrhunderts ihn, nach dem Urteil der englischen Zeitschriften, zu der Annahme des militaristischen, altpreußischen Systems der inneren Ordnung brachte, und wir wissen auch, wie und unter welchen Voraussetzungen sich die deutsche Kultur, wieder nach Meinung der Zeitschriften, gestaltete, doch noch bleibt die Frage offen, aus welchem Grunde er sich zur Ausbreitung dieser, als am höchsten stehend anerkannten Kultur berufen fühlte.

Die Engländer suchen die Erklärung hierfür in der Rassentheorie, die ihnen in ihrer ganzen Denkungsweise vollkommen fremd ist. Die Rassenpolitik, wie sie sie in ihren Kolonien betreiben, ist mehr die Folge eines nationalen als eines völkisch-rassischen Empfindnes, theoretisch erkennen sie alle Rassen als gleich an und unterscheiden höchtens in ästhetischer, soziologischer und ethischer Hinsicht zwischen der weißen und den anderen F a r b e n , die er „Rasse“ nennt.

Der Dean von St. Paul's, William R. I n g e , setzt sich in seinem Artikel „Patriotism“[12]) mit der Rassentheorie auseinander, als er von der Wurzel des Patriotismus als in der Heimat ruhend spricht. Im Gegensatz zu dieser rein spiritualistischen Vaterlandsliebe steht ihm der Patriotismus, der durch die Liebe zum „clan“, zur Sippe, diktiert wird, also rassisch bedingt ist und ihm daher materialistisch scheint.

> Eine sehr verschiedene Basis für das patriotische Gefühl bieten die wisenschaftlichen oder pseudo-wissenschaftlichen Theorien über die Rasse, die in unserer Zeit populär geworden sind. Wenn die Geschichte der Ideen des 20. Jahrhunderts geschrieben wird, ist es sicher, daß unter den Gründen dieses großen Krieges der Glaube der Deutschen an die Überlegenheit ihrer Rasse genannt wird, der auf gewissen historischen und ethnologischen Theorien basiert und bei ihnen wie hitziger Wein in der Erweckung des Agressionsgeistes gewirkt hat.

Inge versucht dann, sich in der bekannten englischen, vom „gesunden Menschenverstand“ diktierten, unwissenschaftlichen Art mit der Rassentheorie auseinanderzusetzen, indem er fragt, ob denn die nordische Rasse, als deren Vertreter und Ideenträger sich die Deutschen fühlten, wirklich so begabt sei. Die größten Eroberer seien jedenfalls kleine, gelbe Männer — Hunnen und Tartaren — gewesen; die besten Gehirne seien bei den Japanern zu finden, und der durchschnittliche Jude sei bedeutend klüger, als der durchschnittliche „Teutone“.

12) Quarterly Review VII. 1915.

Im übrigen aber, so sagt er, sei es vollkommen falsch von einem durch die Rasse bestimmten Nationalcharakter zu sprechen. Dieser werde vielmehr durch die Politik der herrschenden Klassen bestimmt, die diesen durch äußere Umstände aufgezwungen werde, oder durch die Lebensweise, die das Klima, die geographische Lage und andere Gründe den Einwohnern eines Landes gegeben habe, veranlaßt.

Für die Engländer jedenfalls, das können wir allein schon Dean Inge's Worten entnehmen, ist die Rasse nicht die Nation. In dem deutschen Rasseempfinden sehen sie lediglich eine physiologische, aber keine moralische Tatsache. Für sie, so meinen sie, sind die „Variationen des Schädelindex" ohne Bedeutung.

Auch Sidney Low spricht in seinem viel zitierten Artikel[13]) „Germanism and Prussianism" von einer Pseudo-Wissenschaft, die

die Propheten des Germanismus

inspiriert habe. In dieser Hinsicht nennt er die Deutschen

... Opfer einer falschen Ethnologie und einer perversen Ethik.

Der moderne Deutsche,

so fährt Low fort,

hat sich selbst in ein Weltbild hineingeredet, in dem er ganz ehrlich glaubt, daß es keine echte Aufklärung, keine wahre Vertretung des menschlichen Genius' in seinen höchsten Aspekten gäbe, außer der, die das Monopol des deutschen Volkes sei. Die deutsche Lehre von den Rassen hat das Gefühl gefestigt, daß die Deutschen das auserwählte Volk seien, dem die Vorsehung die Herrschaft über die Erde gegeben habe. Wer diese Herrschaft nicht anerkenne, der stelle sich gegen Gott und müsse nach Gebühr bestraft werden.

„Wir sind die Weltrasse", das war das vorherrschende Gefühl der Deutschen, als sie die Gelegenheit gekommen glaubten, der Welt den Stempel ihrer intellektuellen Energie aufzudrücken.

Sidney Low schließt dann mit den Worten, die mir wie ein Stoßgebet die Meinung des ganzen englischen Volkes auszudrücken scheinen:

Prussia has imparted to all Germans a kind of insolent egoism that God will surely visit with failure and humiliation. In their contempt for others, their over-weening self-confidence, their haughty intolerance, their defiant trust in the own value and capacity, the Germans, like the ancient Persians, think themselves super-men. But we know, that finally justice will triumph over arrogance.

---

13) Edinburgh Review X. 1915.

In Übereinstimmung mit der Gesamtpropaganda Englands gegen den deutschen Militarismus und die deutsche Kultur[14]) richten sich die Angriffe der englischen Publizisten in den Zeitschriften vor allem gegen fünf Punkte:

> ... die Schuld des deutschen Idealismus, der deutsche Nationalismus als Träger des Machtglaubens, das Preußentum als Nährer des Machtglaubens, Nietzsche als Vorbote des europäischen Zusammenbruchs und Wilhelm II. als Vertreter des Zeitgeistes.[15])

Nehmen wir noch die ungeheuerlich übertriebene Stellung Treitschkes als Exponent der Staat-Macht-Theorie, so ist damit die Linie des englischen Widerstandes gegeben. Dieser setzt sich mit den deutschen Idealen, die ins Groteske verzerrt wurden, auf der Basis der demokratisch-parlamentarischen Staatsauffassung auseinander. Diese vertritt den Standpunkt, daß der Staat kein ethischer, sondern nur ein soziologischer Begriff sei — eine gesellschaftliche Vereinigung von Lebewesen in einer toten Rechtsform. Der Mensch sei das primäre Subjekt, der Staat nur eine von Menschen geschaffene, Menschen unterworfene Institution.

Dagegen ist die Theorie Treitschkes von der Macht des Staates, die nur dem starken Staat ein Lebensrecht zubilligt, nur eine mit „moralischem Lack“[16]) überzogene barbarische Doktrin von heidnischer Einfachheit.

Die deutsche „Kultur“ ist dann die unmittelbare Folge der Anbetung des Staates. Sie ist die dem Staate allein dienstbare, geordnete Leistungsfähigkeit. „Kultur“ ist rein nützlicher Fortschritt, die Einordnung jedes Deutschen in ein System allgemeiner Tüchtigkeit, vorgeschriebene, behagliche Lebenshaltung und eine Sicherung des Glücks der Nation durch Gesetze und Verordnungen. Im Gegensatz steht dazu die „culture“ der freien demokratischen Völker, die in der Wertschätzung des Menschen beruht und jedem in seinem Rahmen die größte Entwicklungsmöglichkeit läßt. So beruht nach der englischen Auffassung die Verantwortung am Kriege auf der deutschen perversen Geisteshaltung, die, in Umkehrung der angelsächsischen Anschauung von der Auserwähltheit des englischen Volkes die Weltherrschaft zur Ausbreitung der deutschen Kultur beanspruche.

So arbeite der deutsche Imperialismus Hand in Hand mit der gesamtdeutschen Geisteshaltung.

---

14) Vgl. Wanderscheck a. a. O. S. 90.
15) Wanderscheck a. a. O. s. o.
16) Wanderscheck a. a. O. S. 95.

Abschließend seien einige Sätze aus H. W. Steed's „Trough Thirty Years" zitiert, die noch einmal ganz klar die englische Anschauung über die deutsche Staatsauffassung zum Ausdruck bringen:

> Dieser mittelalterliche Begriff mußte sich, gestärkt durch die Unterstützung der Wissenschaft und großer geschäftlicher Organisationen, ausdehnen und beherrschen oder bei dem Versuch untergehen.
>
> Die deutsche Losung „Weltmacht oder Niedergang" gab brutal die Alternativen, denen das Reich gegenüberstand, bekannt. Bereit, ihre Herrschaft, politisch und wirtschaftlich, auszudehnen, ihre „Kultur" auf größere und größere Teile der menschlichen Rasse auszudehnen, empfanden die Deutschen des Hohenzollern-Reiches ihr eigenes politisches System und ihre Lebensart als allen anderen weit überlegen. Die deutsche Philosophie von Hegel bis Nietzsche hat diesen Glauben aufgebaut. Die übrige Welt mußte wählen zwischen Unterwerfung und Widerstand."[17])

8. Die englischen Zeitschriften und das deutsche Volk.

In dem Kapitel über die englischen Kriegsziele haben wir erkannt, daß der eigentliche Gegenstand des Krieges für die Engländer war, Deutschland zu schlagen und den deutschen Militarismus zu vernichten. In dem Kapitel über den Militarismus haben wir versucht, an Hand der englischen Beispiele der Natur dieser Denkweise nachzugehen. Es wird die Aufgabe des folgenden Abschnittes sein, zu untersuchen, wie sich die Natur des Trägers dieser militaristischen Theorien, d. h. des deutschen Volkes, in den englischen Zeitschriften malt.

Die Stellung zum deutschen Volk ist bei den einzelnen Blättern recht unterschiedlich. Als der „Spectator" schrieb[1]):

> Obgleich wir glühend wünschen, daß die deutsche Militärkaste zum Wohle des Friedens Europas wie auch zum Heil der Rechte des deutschen Volkes vernichtet wird, wollen wir Deutschland oder das deutsche Volk in keiner Weise demütigen ...

da änderte er selbst bald darauf diese Anschauung. Die gesamte englische Zeitschriftenpresse wurde zur Tribüne des Disputes, ob und inwieweit das deutsche Volk für den gegenwärtigen Krieg verantwortlich sei, d. h. inwiefern das deutsche Volk mit seiner Regierung identisch sei.

---

17) Steed a. a. O. Bd. II S. 389.
1) Spectator 26. IX. 1914.

Zu dieser Frage äußert sich der „New Statesman" etwas vage, wenn er in seinem Artikel „America comes into Line"[2]) schreibt:

> Was sich in Deutschland seit 1870 und mehr noch seit 1890 ereignet hat, ist mehr als ein monarchisches oder oligarchisches Programm. Es ist das Empfinden eines ganzen Volkes, in welchem sich die Wirkung expansiver Bestrebungen mit gewissen alten rassischen Zügen und einer vollkommen militarisierten Gesellschaftsordnung vereinigt hat. Die preußische Autokratie unterscheidet sich von der russischen dadurch, daß sie die tiefste Unterstützung des ganzen Volkes hat.

Im gleichen Blatt heißt es zwei Jahre früher[3]):

> Das deutsche Volk kann und wird seiner Strafe für das nicht entgehen, was in seinem Namen getan wurde und dem es beistimmte. Es trägt dafür die Verantwortung.
>
> Das deutsche Volk ist kein barbarisches Volk, aber der deutsche Staat ist ein barbarischer Staat. Wir können einem solchen Staat nicht nur keinen ehrenvollen Frieden garantieren, wir können ihm überhaupt keinen Frieden garantieren. Wenn die Zeit des Friedensschlusses kommt, müssen wir ihn nicht mit dem deutschen Staat, sondern mit dem deutschen Volk abschließen. Das erfordert natürlich intensivste Einmischung in die i n t e r n e n Angelegenheiten des deutschen Volkes.

Dem völlig entgegengesetzten Staatsbegriff der Engländer, der durch sechs Jahrhunderte des Parlamentarismus und durch zwei Jahrhunderte der Mehrheitsregierungen bestimmt wurde, scheint es völlig unmöglich, daß sich ein ganzes Volk mit all seinen Wünschen, Bestrebungen und Gefühlen freiwillig dem Willen seiner Regierung ergibt. Die Auffassung der Engländer, die den Staat nicht als ethischen Begriff sondern als eine zufällige, dann durch historische und geographische Bindungen gefestigte Zusammenballung von Individuen sieht, konnte der einmütigen Entschlossenheit des deutschen Volkes gegenüber kein Verständnis aufbringen. Wir sahen bereits, daß die Nation ihnen kein rassischer oder völkischer, sondern nur ein moralischer Begriff ist. So versucht man denn auch, die unbedingte Entschlossenheit des deutschen Volke nicht als eine nationale, von ethischen Faktoren bestimmte Tatsache zu sehen, sondern wollte sie entweder ganz ableugnen oder aber lediglich durch die Erziehung im Geiste des Militarismus, also durch etwas Gewordenes und nicht etwas Gegebenes erklären. Selbst ein so guter Kenner der deutschen Verhältnisse wie der Jude Elzbacher, der eine große Anzahl von Artikeln für fast alle englischen Zeitschriften

---

2) New Statesman 7. IV. 1917.
3) NewenStatesman 15. V. 1915.

unter dem Namen J. Ellis Barker schrieb, konnte das Geheimnis der deutschen Kraft nur durch den Geist der Disziplin erklären, der das ganze Volk beherrscht.

Er schreibt in seinem Artikel: „The Secret of Germany's Strength"[4]):

> Deutschlands Macht ist von seinen größten Herrschern geschaffen worden. Sie schaffen jede Art der Selbstregierung ab und machten das ganze Volk zu einer gigantischen Maschine, die den Willen des Herrschers im Kriege und im Frieden auszuführen hat.
>
> Das Geheimnis von Deutschlands Stärke, Reichtum und Tüchtigkeit kann in einem einzigen Wort ausgedrückt werden: Disziplin.

Die englische Tagespresse gab von Zeit zu Zeit die gleiche Parole aus: „No War with the German People". Diese Parole war in ihrer Wirkung darauf berechnet, erstens das deutsche Volk von seinen Führern abzuwenden, es uneinig und mißtrauisch den leitenden Staatsmännern gegenüber zu machen und so durch innere Uneinigkeit und eie Revolution seine Vernichtung zu beschleunigen, ja, vielleicht erst zu ermöglichen.

Zweitens wollte man aber auch dem Empfinden der Amerikaner schmeicheln, für die Präsident Woodrow Wilson diese Losung herausgegeben hatte, um die hohe, richterliche Stellung des amerikanischen Volkes und seine materielle Uninteressiertheit an diesem Kriege zu beweisen. Durch diese Losung wurde das Prinzipielle im Kriegseintritt der U. S. A. für Demokratie und Gerechtigkeit gegen Autokratie, Zwang und Rechtsbruch betont.

Diese Beweggründe treffen auf die englischen Zeitschriften wegen deren besonderer Struktur nicht in gleichem Maße zu. Ihre Stellung wird nur dann klar, wenn man die Gesamthaltung der Zeitschriften in Betracht zieht. Wir haben immer und immer wieder gefunden, daß diese sich als die wahren Hüter und Vorkämpfer für die Demokratie und die Freiheit der Welt empfanden. In ihrer hohen, akademischen, vom Alltagsgeschehen abgerückten Haltung fühlten sie sich stets als Wahrer eines P r i n z i p e s und Träger einer Geisteshaltung, die sie von dem aktuellen Leben entfernte. So paßte es zu ihrem Ton, daß sie ihre Gegnerschaft zum gegensätzlichen P r i n z i p des autoritären Gedankens und ihre Sympathie für das „versklavte" Volk mehr betonen, als die Notwendigkeit einer unbedingten Vernichtung des deutschen Volkes als ihrem Gegner.

Diese Anschauung wird von ungefähr $^2/_3$ aller Artikel über dieses Thema vertreten.

---

4) Nineteenth Century VII. 1915.

Die allgemeine Tendenz der englischen Zeitschriften geht also dahin, das deutsche Volk bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen und gegen seine Herrscher in Schutz zu nehmen.

Ein besonders eifriger Verfechter dieser Tendenz ist der „New Statesman", während der „Spectator" auch das deutsche Volk selbst oft mit heftigen Worten angreift und seine volle Verantwortlichkeit feststellt. Die Haltung der übrigen Zeitschriften ist diesem Thema gegenüber verhältnismäßig neutral.

Weniger bedeutend sind die Unterschied in der Haltung der Zeitschriften dem deutschen Volke nicht als politischem Faktor, sondern als Ergebnis ihrer psychologischen Untersuchungen gegenüber. Dabei überwiegen die ablehnenden Urteile die positiven. Man versucht, im einzelnen die besonderen Fähigkeiten der Deutschen anzuerkennen, ohne daraus aber eine Billigung ihres Charakters ableiten zu müssen. Diese teilweise Anerkennung bezieht, wie bereits durch Elzbachers geschehen, auf die Disziplin des deutschen Volkes, auf sein nationales Gefühl, das dem Engländer ein „wahrhaft mystischer Patriotismus" zu sein scheint.

E. C. Bentley, der den oben zitierten Ausdruck formulierte, ist zugleich in seiner ganzen Haltung dem deutschen Volke gegenüber typisch für die Mehrzahl aller Autoren, die in den Zeitschriften über dieses Thema schreiben.

Er veröffentlichte einen Artikel über „The German State of Mind"[5]), in dem er u. a. sagt:

> Das geistige und moralische Ansehen Deutschlands wird sich in unseren Tagen nicht wieder von dem jetzigen Schlage erholen. Die Ignoranz, die Verständnislosigkeit, die moralische Feigheit, die Vernunftlosigkeit, die fieberische Unbeständigkeit, das gänzliche Sich-überlassen an den niedrigsten Instinkt, der allgemeine Mangel an Nervenkraft, die Gemeinheit und Brutalität, all das hat ohne Zweifel den tiefsten Eindruck auf die Menschheit gemacht.

B. befaßt sich im folgenden mit einer weiteren Eigenschaft der Deutschen, die selbst er nicht verwirft, sondern den Engländern sogar als Beispiel vorhält, wenn auch gewiß nicht ohne ein leises Grauen.

Er behauptet nämlich, daß sich im deutschen Volke bereits Zweifel über den erfolgreichen Ausgang des Krieges regten.

Um diesen zu begegnen und sich selbst zu täuschen, rette man sich in eine nach außen hin zur Schau getragene Zuversicht und in den Glauben, daß das deutsche Volk allen anderen so weit überlegen sei, daß es lediglich eines „eisernen Siegeswillens" bedarf, um den Krieg

---

5) Fortnightly Review I. 1915.

doch noch zu gewinnen. B. glaubt daran, die „Einseitigkeit und den naiven Egoismus des deutschen Volkes" zu erkennen, die ein Symptom jenes mystischen Patriotismus sei. Der Deutsche hege den Glauben, daß Rettung und Entwicklung der Zivilisation nur unter deutscher Führung möglich sei. Daher verlange er die Welteroberung durch die deutsche Kultur.

Wieder begegnen wir also hier bei Bentley der völligen Verständnislosigkeit den deutschen Ansprüchen gegenüber, die durch die ungeheure Arroganz des deutschen Volkes und den Mangel an Selbstkritik erklärt werden. Diese Verständnislosigkeit den politischen Ansprüchen gegenüber aber resultiert aus der Verständnislosigkeit dem deutschen Menschen gegenüber. Nur wenige Engländer haben den Deutschen wirklich erkannt. Von den Mitarbeitern der englischen Zeitschriften aber kann keiner darauf Anspruch erheben. Für sie sind die Deutschen ein wildes, grausames, hemmungsloses und geschmacklich und im Gefühl undiszipliniertes Volk, das aus diesem Grunde trotz all seiner Leistungen auf kulturellem Gebiet nicht für ein zivilisiertes Volk gelten kann.[6])

Man fragt sich unwillkürlich, ob nicht ein deutscher Schriftsteller mit viel mehr Recht die gleichen Feststellungen über das englische Volk gemacht haben könnte.

In hemmungsloser Form greift besonders der „Spectator" immer wieder das deutsche Volk an und wirft ihm mangelnden moralischen Mut, moralische Standhaftigkeit und geistige Aufrichtigkeit vor. Er schreibt über „The German Character and British Apathie"[7]):

> Seit 1870 ist in Deutschland eine neue Rasse entstanden, die weder Gefühle noch Treue und Wahrhaftigkeit kennt. Schönheit ist für sie nur dazu da, zerstört zu werden. Ritterlichkeit wird als sentimentaler Quatsch betrachtet, der in die geistige Rumpelkammer gehört.
>
> Nur Mord, Wollust, Grausamkeit und Saufen ist dieser Berserkerrasse würdig.
>
> Der Deutsche hat endgültig gezeigt, daß er ein Paria ist, der ungeeignet ist, selbst mit gewöhnlichen Verbrechern in Gemeinschaft zu leben. Wir können ihn nicht auslöschen, aber wir können ihn so behandeln, daß er jahrhundertelang wehklagt.
>
> Tun wir das nicht, so geben wir uns keinen Illusionen hin. Der Deutsche ist weit disziplinierter, tüchtiger und ausdauernder als irgend eine andere Rasse.

---

6) Bentley siehe oben S. 116.
7) Spectator 27. VII. 1918.

Die deutsche Rasse ist die stärkste, hartnäckigste und ausdauerndste der Welt. Sie werden in der Zukunft die Welt beherrschen, wenn wir und unsere Alliierten nicht „unser Haus in Ordnung halten".

So sehen die Deutschen aus, mit denen wir es zu tun haben. Der „gute Deutsche" lebt nur in der Einbildung verrückter Sentimentalisten.

Hier macht es uns der „Spectator" ganz deutlich, wie sehr der Haß auf Deutschland von der Furcht vor Deutschland diktiert wird. In dieser Erkenntnis scheuen sich auch die meisten Zeitschriften, wirkliche Haßgefühle zu zeigen und beschränken sich darauf, von allgemeinen humanitären Anschauungen aus die deutsche Mentalität zu negieren.

Sidney Brooks sagte einmal, daß dieser Krieg ein wahrhafter Krieg der Gegensätze sei. Diese finden sich nicht nur in der Staatsauffassung, sondern, wie Brooks schreibt[8]),

... in ihrer Auffassung von Religion und Freiheit, in ihrer Haltung gegenüber fast allen Fragen der Moral und der Ästhetik, in ihrer Lebensphilosophie, in ihrer Gesellschaftsstruktur, in ihren Ansichten über die Funktion der Erziehung und in unzähligen Punkten der nationalen Gebräuche und sozialen Gewohnheiten stehen sich beide Völker fundamental gegenüber.

Man versucht in den englischen Zeitschriften, diesen Verschiedenheiten nachzugehen und findet ihre Wurzeln vor allem in zwei Punkten liegend: erstens in der gegensätzlichen Auffassung von der Freiheit und zweitens in der verschiedenen Ansicht über das Wirken und Wesen der Erziehung.

In allen Zeitschriften wird behauptet, daß der Begriff der persönlichen Freiheit niemals von dem deutschen Volke Besitz ergriffen habe. Statt dessen wird die Macht des Staates dauernd verherrlicht. Havelock Ellis sagt darüber in seinem Artikel „The Psychology of the English"[9]):

In Preußen beherrscht der Staat die Individuen; innerhalb sehr weniger Generationen hat eine Reihe starker Herrscher in einer urkräftigen, widerspenstigen und doch gelehrigen Nation ein künstliches Staatssystem konstruiert, das seinen Siegel sowohl der geistigen wie der körperlichen Funktion des Volkes aufdrücken will.

In England dagegen finden wir eine alte, unabhängige Gemeinschaft, die langsam, auf ihre eigene, naturgebundene Art sich eine Selbstregierung herausgearbeitet hat, ohne eine Ahnung davon zu

8) Fortnightly Review VIII. 1915.
9) Edinburgh Review IV. 1916.

haben, was ein Staat ist. Der gewöhnliche Engländer ist sich des Staates unbewußt, er widmet ihm niemals einen Gedanken. Wenn es geschieht, daß ihm diese Idee doch einmal vorgesetzt wird, so reagiert er darauf in heftiger Opposiiion.

D. h. also, daß in Deutschland eine Aristokratie des Talentes herrscht, die eine Nation der Durchschnittsmenschen drillt, die weder die Lust noch die Fähigkeit hat, sich selbst zu regieren, während ja nach der demokratischen Anschauung alle Arbeitsimpulse von unten kommen.

Brooks sagt:

Sie übertreiben den Staat, wir den Menschen,

und weist dann mit Stolz auf die „geniale Unordnung", die „hayypgolucky"-Methode, die ihm wahres Merkmal des demokratischen Geistes zu sein scheint. Wenn daher in den englischen Zeitschriften so oft der Geist der Disziplin, der in Deutschland herrscht, betont wird, so kann uns das nicht wundernehmen. Die militaristische Mentalität, die nach Ansicht der Engländer nahezu gleichmäßig 65 Millionen Deutsche beherrscht, ist ja dann letzten Endes auch nichts anderes, als der Ausdruck der preußischen Idee des Zwanges, die in der Beschränkung des Charakters endet. Für den Leserkreis der englischen Zeitschriften steht in England dagegen der Kult des freien Willens, zwar mit allen Auswüchsen der Freiheit und der „license", aber doch durch den edelsten Sittenkodex der Welt gebändigt.

Wie Prof. W. Alison P h i l l i p p s in seinem Artikel über „British Imperalism and the Ultimate Problems of Peace" nachzuweisen versucht, entwickelt sich aus dieser inneren Unfreiheit des deutschen Menschen auch das Bestreben, andere zu unterdrücken. Der deutsche Staatsbegriff, der alle Energien des Volkes zu seinem Dienst konzentriert, muß sich durch einen Appell an moralische Bedenken selbst rechtfertigen. Er entwickelt daher den typischen deutschen Rassenmystizismus, der zum Rassenimperialismus, Rassenfanatismus und damit zu einem militanten credo wird. Der deutsche imperialistische Gedanke, den Phillipps in den schärfsten Gegensatz zum britischen Imperialismus setzt, sei nichts weiter als ein übertriebener Nationalismus, aufgebaut auf dem mit religiöser Leidenschaft gehegten Glauben an die deutsche Überlegenheit. Der deutsche Imperialismus, so behaupt Prof. Phillipps, wolle nicht nur beherrschen, sondern auch assimilieren. Der britische Imperialismus dagegen sei auf überhaupt keiner Theorie aufgebaut. Das britische Empire sei vielmehr, wie die britische Verfassung, von dem manchmal zufälligen, manchmal planvoll geleiteten Prozeß des Wachstums bestimmt worden.

Über die verschiedenen Begriffe der Erziehung in Deutschland und England als Gründe der nationalen Gegensätze ist in den englischen Zeitschriften viel, besonders auch von Pädagogen, geschrieben worden. Dabei konnte es niemand wagen, die tatsächlichen Erfolge des deutschen Erziehungssystems abzuleugnen, wohl aber konnte man versuchen, die Auswirkung des hinter diesem System stehenden Prinzips für schuldig an der „moralischen Dekadenz" des deutschen Volkes zu erklären.

Für den Engländer standen sich in den beiderseitigen Erziehungssystemen das Prinzip des Gentleman und des fair play und das des Strebers und der Tüchtigkeit um jeden Preis gegenüber. Zwar konnte man die großen Erfolge der Deutschen und ihre vorzüglichen Fähigkeiten nicht leugnen, ohne in den Augen seines Leserkreises lächerlich zu erscheinen, und machte daher dem deutschen Geiste manche konzessive Verbeugung, aber man versuchte immer vom rein geistigen Gebiet auf die Auswirkungen im politischen Leben übergehend, der deutschen Erziehung durch die angeblich angestrebte Ausbildung des Übermenschen einen großen Teil der Schuld an dem „moralischen Verfall" und den „Welteroberungsplänen" zu geben.

Sir Charles Waldstein[10]) schreibt sehr ausführlich über diesen Gegenstand. Er glaubt nicht, daß die Diskrepanz zwischen den Deutschen und den Engländern wirklich lediglich eine Frage der Rasse sei, sondern nimmt an, daß sie auf der Verschiedenheit der Systeme der bewußten und unbewußten nationalen Erziehung beruht. Diese Systeme seien durch die historische Entwicklung geprägt worden und wirkten sich im gegenwärtigen Kriege aus. In Deutschland werden die Schüler im Bewußtsein der Klassenunterschiede und der Erkenntnis ihrer Macht bzw. Ohnmacht erzogen. In England dagegen kennt man auch in sozialer Hinsicht ein fair-play.

Waldstein sagt:

> Das Ideal des gentleman als sozialer Standard, das der Schlüssel zu unserem gesellschaftlichen Leben ist, — welches auch immer unsere gesellschaftlichen Schwächen, Laster und Neigungen zum sogenannten Snobismus sind, — schließt mehr oder weniger den Grundsatz ein, daß alle Menschen gentlemen sind.
>
> Ein solches Ideal existiert in Deutschland nicht.
>
> Es liegt demgegenüber klar auf der Hand, wie sehr das deutsche System zur Beseitigung des Gerechtigkeitssinnes im Verkehr der freien Menschen untereinander führt, wie es gegen den Sinn des gesellschaftlichen fair-play und wie es die Entwicklung der Rück-

10) Nineteenth Century XII. 1916.

sichtslosigkeit im Benehmen und Charakter und die Herrschaft des „bully" im ganzen deutschen Volke fördern muß.

Wir streben nach dem Ideal des vollkommenen Menschen, bei dem alle Seiten seines Wesens n o r m a l entwickelt sind, physisch und geistig, als Individuum und als Gesellschaftsmensch.

Der höchste Fetisch des modernen Deutschland, der Fetisch der „Tüchtigkeit", der den rein wissenschaftlichen Geist Deutschlands vernichtet hat und zur absoluten Herrschaft des Strebers führte, hat sich im stärksten in diesem Kriege der „frightfulness" ausgedrückt, in dem jeder Begriff der Ritterlichkeit und des fair-play von dem deutschen Volke ausgelöscht wurde.

So erkennen die englischen Zeitschriften, daß sich in diesem Kriege nicht bloß zwei verschiedene Staatssysteme, nicht nur zwei Mächtegruppen gegenüberstehen, sondern auch vor allem die Träger zweier verschiedener Geisteshaltungen.

Es muß zur Ehre der englischen Zeitschriften gesagt werden, daß sie sich bemühen, jenseits der Unterscheidungen der Tagespresse zwischen „blutigen Hunnen" und dem Engländer als Träger und Wahrer der Ideale dieser Welt, den Ursachen dieser Verschiedenheiten nachzuspüren. Wenn sie dann den ihnen natürlichen Schluß, daß das deutsche Volk zwar manche Vorteile habe, das englische jedoch noch besser sei, zu negativ für das deutsche Volk ausdrücken, so muß man doch bedenken, daß diese Haltung recht milde war, wenn man die allgemeine Kriegspsychose in Betracht zieht.

Selbstverständlich müssen wir selbst in dieser ruhigen, traditionsreichen Betrachtungsform der englischen Zeitschriften auch Spuren der Kriegsmentalität finden, daß sie aber nicht stärker sind, ist ein in der Düsterkeit der englischen Presse milderes Licht.

Abseits von dieser psychologischen Erörterung erhebt sich vor allem immer wieder die Frage, ob das deutsche Volk am Krieg mitschuldig sei. Diese Frage wird gelöst nach rein politischen Gesichtspunkten, wobei die Ergebnisse der psychologischen Untersuchungen nur gelegentlich als Beweismittel herangezogen werden.

Besonders das „Nineteenth Century and after" wird zum Schauplatz einer polemischen Auseinandersetzung in dieser Frage.

Die zwei schärfsten Gegner sind dabei J. Ellis B a r k e r und Brigadegeneral F. G. S t o n e, deren Meinung es verdient, als typisch festgehalten zu werden.

Barker schreibt in seinem Artikel „Thr Ultimate Ruin of Germany“[11]):

> Die ganze Last des Krieges fällt auf das deutsche Volk. Seine Leiden werden schrecklich sein. Es verdient unsere Sympathie, denn es ist schuldlos am Kriege. Es wurde dazu gezwungen und in ihn hineingetrieben. Es wurde und wird getäuscht und durch die von der Regierung kontrollierte Presse falsch informiert. Alle, die Deutschland gerecht behandeln wollen, müssen sorgfältig zwischen den regierenden Klassen und der Masse des Volkes unterscheiden.

Verständnisvoller, aber unenglischer als der deutsche Jude zeigt sich Stone in einem Artikel „At War with the German People“[12]), den er als Antwort auf einen ähnlichen Artikel Barkers veröffentlichte. Er weicht dabei stark von der üblichen Norm der englischen Zeitschriften ab und erklärt ganz offen:

> Befreien wir uns vom „cant“! Wir sind im Kriege mit dem deutschen Volke, vom „Allerhöchsten“ bis zu seinem niedrigsten Untertanen; wir erwiedern den Haß der ganzen Nation mit einem gleichfalls herzhaften Abscheu vor ihren abstoßenden Methoden in Krieg und Frieden.
>
> ... Solange diese Generation lebt, wird es eine unverzeihliche Schändung unserer tapferen Toten und ein Verbrechen an den Lebenden sein, wenn wir jemals wieder einem Deutschen erlauben, seinen Fuß auf unsere Küsten zu setzen.

Stone's Ansicht wird seltener als die Barker's in den englischen Zeitschriften vertreten, scheint aber doch die aufrichtigere und ehrlichere zu sein, die sich nicht in der unechten, demokratisch-humanitären Phraseologie ergeht, sondern klar und soldatisch die Dinge so sieht, wie sie sind.

Wanderscheck[13]) nennt den deutschen Kaiser den „Exponent des Zeitgeistes“.[14]) Ohne damit der historischen Stellung Wilhelms II. gerecht zu werden, charakterisiert er doch mit diesen Worten treffend die Stellung, die der deutsche Kaiser in der gesamten Feindpropaganda einnimmt. Für die Tagesprese Nortcliffscher Prägung, für unzählige Broschüren und Flugblätter war er die Verkörperung all der Ideen, die die Entente bekämpfte.

In den englischen Zeitschriften bewegen sich die Urteile über ihn ungefähr auf der gleichen Basis, wie die über das deutsche Volk.

---

11) Nineteenth Century IX. 1914.
12) Nineteenth Century VIII. 1917.
13) Wanderscheck a. a. O. S. 90.
14) Vgl. S. 103.

Manche Versuche, ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, ihn aus seiner Zeit und seiner Umgebung heraus zu erklären, stehen in erfreulichem Gegensatz zu den wüsten Hetzkanonaden der englischen Tageszeitungen gegen den „War-Lord", — das „Beast of Berlin".

Das argumentum ad hominem ist in den Zeitschriften seltener. Meist erscheint ihnen der Kaiser nur als der Exponent der Tradition des Hauses Hohenzollern, dessen Politik er fortführen mußte. Diesem Hause aber gehört der ganze Haß der englischen Zeitschriften, denn dieses hat den Militarismus geschaffen, hat stets eine militante, agressive Rolle in der Geschichte Mitteleuropas gespielt und bedroht auch jetzt wieder die Sicherheit des britischen Empire.

Einige Stimmen aus den englischen Zeitschriften bestätigen diese Auffassung von der Stellung des deutschen Kaisers.

So schreibt der „Spectator"[15]):

> Er ist ein Mann mit einer Mission, — mit der Mission, den Ruhm und die Macht seines Hauses und des deutschen Volkes zu vergrößern.

Lancelot L a w t o n sagt in einem Artikel „The Errors and Miscalculations of German Diplomacy" über den deutschen Kaiser[16]):

> Der Kaiser ist nur das Werkzeug der Umstände, der Exponent der vielen Gründe, die den Krieg hervorriefen.
>
> Daß die grandiose Rolle, die zu erfüllen das Schicksal ihn berief, ihm kongenial ist, ist über jedem Zweifel erhaben.

In einem Artikel des „New Statesman" „War and Liberty" endlich heißt es u. a.[17]):

> Der Kaiser ist nicht nur für die Entscheidungen im Augenblick der Krise verantwortlich, für die Ablehnung aller Maßnahmen, die die Alliierten vorschlugen, um den Krieg zu verhindern, er ist nicht nur für die eigentliche Kriegserklärung verantwortlich; er ist noch schwerer dafür verantwortlich, während eines Vierteljahrhunderts, das er auf dem Thron sitzt, in seinem Volke einen arroganten Stolz und den Geist der Angriffslust genährt zu haben, den sein Haus erst erzeugte. Doch wäre seine Politik anders gewesen, wäre er der Tradation seines Hauses untreu geworden.
>
> Die historische Aufgabe der Hohenzollern war es, ihr Volk an Geist und Körper bereit zu machen, wenn der richtige Augenblick kommt, den Krieg ohne Zögern zu führen, zum Ruhme ihres Fürsten und zum Nutzen ihres Landes.

---

15) Spectator 14. X. 1914.
16) Fortnightly Review IX. 1914.
17) New Statesman 26. V. 1917.

Daß der Kaiser nach dem Krieg als Träger all der von England so gehaßten Ideen und als der Exponent der deutschen Machtpolitik von der politischen Bühne verschwinden mußte, war ohne weiteres klar. Alle englischen Zeitschriften stimmen darin überein, daß dieser Prozeß am ehesten durch eine Revolution in Deutschland erreicht werden könnte, die auch den militärischen Sieg der Alliierten nicht unwesentlich beschleunigen sollte.

Die Frage, ob das deutsche Volk überhaupt zu einer Revolution fähig sei, wird meist positiv beantwortet. Man hat zwar im allgemeinen vor der deutschen Sozialdemokratie nicht viel Achtung, verläßt sich aber auf die Hoffnung, daß das deutsche Volk die Beherrschung durch die „Militärkaste" nur so lange tragen werde, wie diese im Kriege erfolgreich sei.

J. Ellis Barker drückt die Hoffnung des englischen Volkes in seinem Artikel „How the Army has ruined Germany" folgendermaßen aus[18]):

> Wenn das deutsche Volk entdeckt, daß die Militärkaste das Land ruiniert hat, wenn das ungeheure Prestige, dessen sich die Armee erfreut, verschwunden ist, wenn endlich das Volk in dieser den Hauptgrund seines Elends sieht. dann wird es sich erheben und die Institutionen, die seinen Niedergang verursachten, vernichten.

Wie sich in dem Schlagwort vom „Preußischen Militarismus" die ganze Feindschaft der Demokratie zusammendrängt, so erscheint in der Person des deutschen Kaisers der Exponent der deutschen, preußischen Gewaltherrschaft, ja, das Urbild eines Gewaltherrschers überhaupt. Denn er sucht nicht nur Europa zu unterwerfen, sondern unterdrückt auch sein eigenes Volk. Diese Darstellung wurde durch die Tatsache der späten Einigung des süddeutschen, katholischen und „demokratischen" Deutschlands mit dem despotischen, absolutistisch orientierten Norden verstärkt. Das eigentliche Wesen des deutschen Militarismus lag in der preußischen Militärmonarchie, in der Autokratie der Junkerkaste, deren Exponent der Kaiser war.

Wenn sich aber die englische Propaganda im allgemeinen auf den Standpunkte stellte, daß das deutsche Volk als solches an der Politik seines Herrscherhauses unschuldig, ja, von diesem verknechtet sei, so vertreten viele Stimmen in den Zeitschriften die gegenteilige Anschauung von der Mitschuld des deutschen Volkes. Durch die Erziehung im Sinne des Militarismus, die nicht erst 1871 sondern bereits früher

---

18) Nineteenth Century IV. 1915.

mit Clausewitz einsetzte, sei das Volk in seiner Mentalität so verdorben worden, daß man selbst von den sozialdemokratischen Kreisen keine Hilfe von innen her zu erwarten habe.

Dieser Umstand scheint den englischen Zeitschriften nicht so sehr auf eine absolute Gegnerschaft den Westmächten gegenüber zurückzuführen, sondern liegt vielmehr im Wesen des deutschen Volkes selbst, das stets erst mit der Knute zu seinen Leistungen angetrieben werden müsse.[19])

So muß erst einmal das deutsche Volk von seiner schlimmsten Krankheit, der Verpreußung, geheilt werden, ehe man es wieder in den Schoß der freien Völker Europas aufnehmen kann. Aber, wie Steed[20]) sagt:

> Es ist eminent wichtig, daß die Erneuerung freundschaftlicher Beziehungen mit Deutschland von Seiten der alliierten Völker und Regierungen keine Schwäche in der Erhaltung jener Prinzipien nach sich zieht, in deren Namen sie den Krieg durchkämpften und gewannen.

9. Friedensdiskussionen in den englischen Zeitschriften

Wie wir bereits bei Besprechung der Völkerbundsfrage erkannt haben, wollten die englischen Zeitschriften auch in der Frage der Friedensbedingungen, daß die englische Regierung bereits vorher ein genaues Schema ausarbeite, nach dem später gehandelt werden sollte. Als „Sprachrohr der englischen öffentlichen Meinung" fühlten sich die Zeitschriften als kontinuierliches Element in dem Wandel der politischen Strömungen, als dazu verpflichtet, die Interessen, d. h. die wirklichen und die ideellen Ziele Englands zu vertreten, und ihren Schutz gegen eine Kompromißpolitik der Regierung zu übernehmen.

Viele bekannte Männer des politischen Lebens, wie Lord Cromer und Sir H. H. Johnston, und Publizisten, wie H. W. Steed, diskutierten in den einzelnen Blättern die Fragen, die mit dem Friedensschluß zusammenhingen, und stellten von sich aus Pläne auf, die die künftigen Friedensbedingungen bereits recht genau verzeichneten.

Als Leitgedanke wurde von fast allen Autoren der Grundsatz „Gerechtigkeit und Sicherheit"[1]) aufgestellt.

Unter Sicherheit verstehen die Zeitschriften eine Fortsetzung des Krieges bis zu einer entscheidenden Niederlage der Mittelmächte, die

---

19) Vgl. Steed a. a. O. Bd. II. S. 87.
20) Steed a. a. O. S. 394.
1) Spectator 26. II. 1916.

dann gzwungen sein müßten, den Frieden nach den Bedingungen der Alliierten zu schließen.

J. W. Headlam sagte einmal[2]):

> Keine Friedensbedingungen können die Zukunft Europas vor einem siegreichen Deutschland retten; aber wenn Deutschland geschlagen ist, brauchen wir keine künstlichen Sicherheiten, denn die Gewißheit der Niederlage selbst wird unsere stärkste Garantie sein.

Bis auf den „New Statesman" vertritt jede Zeitschrift die Ansicht, daß eine wahre Sicherheit in Europa, d. h. ein dauernder Friede, nur durch den völligen militärischen Zusammenbruch Deutschlands erreicht werden kann. Darum steht auch der „New Statesman" mit seiner Forderung eines

frühen Friedens und vernünftiger Bedingungen für Deutschland[3]) abseits von den anderen Blättern.

Man erkannte bereits im Jahre 1916 in den englischen Zeitschriften, daß auf dem Schlachtfelde mit dem Übergang zum Stellungkrieg ein Stillstand, „a stale-mate" eingetreten war. Daher war die Hoffnung auf die Vernichtung der deutschen Militärmacht, durch die alliierten Waffen, die doch das sine qua non eines Friedens im Sinne der „Sicherheit" war, selbst in dem betont optimistischen „New Statesman" nicht sehr groß.

Daher schloß sich in den englischen Zeitschriften der Forderung nach völliger, konsequenter Vernichtung der deutschen Militärmacht die Forderung an, daß an dem kommenden Friedensschluß von deutscher Seite aus die Hohenzollern keinen Anteil haben sollten. Man erkannte die für England bestehende Gefahr eines Friedens, der die deutschen Heere schlagkräftig und das Prestige der Junkerkaste und der militärischen Führer unangetastet ließ.

Charles E. Mallott, ehemaliger Financial Secretary des War-Office, schreibt darüber einen Artikel „No Peace without Victory"[4]), in dem es u. a. heißt:

> Ein Friede, der keine definitive Entscheidung bringt, bedeutet für England eine Zukunft, die militärische Anstrengungen, finanzielle Belastung und einen Wirtschaftskrieg bringt, der die europäische Atmosphäre mit dauernder Bitterkeit vergiftet, Mißtrauen und Furcht; er wird das Land zur Wehrpflicht, zum Schutzzoll zwingen ... usw. usw.

---

2) Nineteenth Century VII. 1916.
3) New Statesman 8. VIII. 1914.
4) Nineteenth Century II. 1917.

Man erkannte allgemein, daß es sich bei Friedensschluß darum handeln müsse, ob das englische oder das deutsche System Europa beherrschen würde, und zwar „für viele Jahrhunderte", wie man hoffte.

Um sich bei der Erringung des Endsieges die Mithilfe des deutschen Volkes selbst zu sichern, ging man nach der Wilson'schen Parole „Kein Krieg mit dem Volke, keinen Frieden mit dem Kaiser" vor. Während das wahre englische Kriegsziel war, Deutschland zu besiegen, um sich damit dieser Bedrohung zu entledigen, proklamierten die englischen Zeitschriften als offizielles Kriegsziel die Vernichtung des preußischen Militarismus, — zum Heil ebenso Deutschlands wie der ganzen Welt. Jetzt sieht man, daß man den Krieg nicht durch Waffengewalt entscheiden kann und versucht deshalb, ihn von innen her, durch eine Revolution des deutschen Volkes, nicht nur gegen seinen Herrscher, sondern auch gegen den Geist, der Deutschland einte und mächtig machte, zu gewinnen. Daß diese Revolution nicht etwa das Volk selbst vor der Gefahr der Despotie und der Autokratie retten soll, sondern lediglich den Alliierten dienstbar sein würde, geht u. a. aus einem Artikel „Chatter about Peace"[5]) des Spectator hervor, in dem es heißt:

> Wenn wir unsere Friedensbedingungen stellen, müssen wir sehen, daß sie nur von dem deutschen Volk bzw. dessen erwählten Vertretern anerkannt, angenommen und ratifiziert werden.
>
> Wenn das erledigt ist, wird es nicht unsere Aufgabe sein, dem deutschen Volk sein Verhalten zu diktieren. Wenn es zu seinen alten Tyrannen zurückkehrt, schön und gut ...

Also scheint die oben erwähnte Losung[6]) doch nicht nur aus wahrhaft demokratischer Bruderliebe entstanden zu sein, wenn auch die Mehrzahl der Blätter diese These vertritt. Ab und an kommt doch einmal der wahre Geist, jenseits aller akademischen Betrachtung und aller ideologischen Phraseologie zum Ausdruck.

Den unzähligen Artikeln gegenüber, die den Frieden mit dem deutschen Volk gemacht wünschen, um dieses „ursprünglich demokratischste Volk der Erde" von den Banden des gehaßten, vom Volke verfluchten Absolutismus zu befreien, steht ein Artikel von H. F. Wyatt, der in seinem ganzen Ton zwar eher in eine Tageszeitung als in ein Wochen- oder Monatsblatt der Upper-class gehört, aber doch einmal den wirklichen Geist des englischen Volkes enthüllt, den man sonst beinahe vergessen könnte.

---

5) Spectator 19. VI. 1915.
6) Vgl. oben Zl. 6.

Man muß sich ja stets darüber klar sein, daß alle hier angeführten Beispiele doch immer nur der Ausdruck der Geisteshaltung eines zahlenmäßig immerhin beschränkten Personenkreises ist, der nur auf Grund seines Einflusses auf die Politik seines Landes allein keinen Anspruch auf Beachtung erheben dürfte. Unter dieser kultivierten, ausgereiften Oberfläche aber brodeln die dumpfen Instinkte der Masse des englischen Volkes, die von den englischen Tageszeitungen vom Typ der „Daily Mail" täglich aufs neue aufgeputscht wurden.

In diese Reihe gehört der Artikel Wyatt's „Payment by the German People"[7]), in dem er u. a. sagt:

> Der Geist, die Persönlichkeit des deutschen Volkes ist das wahre Damoklesschwert, das die Zukunft der Bewohner dieser Erde bedroht. Das ist der wahre Feind, mit dem wir kämpfen.
>
> Es ist an der Zeit, mit dem elenden Geschwätz aufzuräumen, daß wir uns nicht im Kriege mit dem deutschen Volke befinden. Wenn das nicht der Fall ist, so ist seit Anbeginn des Krieges noch kein Volk wirklich mit einem anderen im Kriege gewesen.
>
> Müssen wir noch in einem Nebel der Lüge leben?
>
> Zerschlagt diese schändliche Vorstellung von der Unverantwortlichkeit des deutschen Volkes! Bei allem, was den Menschen heilig ist, sie sind es und werden auch zur Verantwortung gezogen werden. Wenn Präsident Wilson anders denkt, so ist er kein Mann, sondern nur ein Universitätsprofessor.

Das ist der wahre Geist Englands. Er kommt nur selten in den englischen Zeitschriften zum Vorschein, am häufigsten noch im Spectator, der auch eine Bestrafung des deutschen Vokes forderte, aber einen Vae Victis Frieden ablehnt[8]), um dann das deutsche Volk in demokratische Regionen emporzuläutern.

Nach dem bewährten Rezept seiner politischen Geschichte möchte England auch beim Friedensschluß mit den Mittelmächten seine Devise „Divide et Impera" in Anwendung bringen. Aber außer einem Weg, nämlich das deutsche Volk gegen seinen Herrscher aufzuhetzen, um so die Kampfkraft der Geschlossenheit aufzuheben, wird noch ein anderer ausführlich besprochen.

Man hoffte auf die Zentrifugalkraft der einzelnen deutschen Staaten, und insbesondere darauf, daß, wie der „New Statesman"[9]) schrieb:

> ... Österreich und Ungarn erkennen, daß sie durch Preußen zu diesem Kriege gezwungen wurden.

---

7) Nineteenth Century XI. 1918.
8) Spectator 7. IV. 1917.
9) New Statesman 22. VII. 1916 „Austrai and the Way out".

Dadurch, daß Österreich-Ungarn sich jetzt vom Kriege zurückzieht, wird es nicht nur den österreichisch-ungarischen Staat retten, sondern wieder einmal Österreich zu der führenden Macht in einem neugeschaffenen Europa machen.

Einen ähnlichen Weg geht Yves Guyot, der in seinem Artikel „The Dissolution of the German Empire“[10]) die von der Sicherheit heit Europas verlangte Vernichtung der deutschen Autokratie dadurch erreichen will, daß er das Deutsche Reich auflöst. Den preußischen Militarismus und seinen Einfluß auf die außer-preußischen, deutschen Staaten will er dadurch vernichten, daß er Preußen wieder das Gebiet anweist, welches es vor den polnischen Teilungen 1792/93 und 95 innegehabt hat. Westpreußen und Danzig, wie Oberschlesien und Posen sollen an Pollen fallen, weitere 25 300 qkm, deren Lage er nicht näher beschreibt, an Sachsen; Schleswig-Holstein an Dänemark. Westfalen, das Rheinland, Hannover, Braunschweig, Hessen-Nassau und Frankfurt/Main sollten autonom werden.

Das wäre also das, was die englischen Zeitschriften unter „Sicherheit“, dem ersten Teil ihres Kriegsprogrammes, verstehen. Sicherheit bedeutet die Vernichtung der tatsächlichen Macht Deutschlands und die bedingungslose Knechtung eines ohnmächtigen, weil zerrissenen Reiches.

Der zweite Punkt dieses Programmes verlangt „Gerechtigkeit“, d. h. unter diesem Gesichtspunkt sollen andere Veränderungen der Landkarte Europas sowie die Bestrafung des deutschen Volkes vor sich gehen.

Über den ersten Teil dieses Programmes der „Gerechtigkeit“ herrscht unter den einzelnen Autoren eine bemerkenswerte Einmütigkeit. Bis auf Details werden überall die gleichen territorialen Forderungen gestellt. Allgemein wird gefordert, daß das Nationalitätenprinzip und das Selbstbestimmungsrecht der Völker oberster Leitsatz der Friedenskonferenz sei. England ging ja angeblich in den Krieg, um den unterdrückten Nationen zu helfen, und nicht, um sich territorialen Gewinn zu verschaffen. In den Augen der Engländer war ja „Nationalismus versus Annexion“ geradezu ein Grundthema dieses Krieges; so mußten denn auch die englischen Vorschläge der Neuordnung der Landkarte Europas sich in diesen Grenzen bewegen.

Allerdings ist das Nationalitätenprinzip nicht ganz ohne Gegnerschaft. Besonders Prof. W. Alison Phillipps hat dagegen Bedenken. Bei dem Versuch, die einzelnen Faktoren des Nationalismus zu

10) Nineteenth Century IX. 1916.

definieren, erkennt er, daß der wesentliche Faktor des Zusammengehörigkeitsgefühls einer Menschengruppe der Sinn der Gemeinsamkeit der materiellen Interessen ist[11]):

> Gemeinsame Sprache, gemeinsamer Ursprung, gemeinsame Kulturtradition werden die Einheit der Nation nicht bewahren können, wenn die materiellen Interessen ihrer einzelnen Teile in den heftigsten Konflikt miteinander geraten.

Doch ist die Meinung des Prof. Phillipps nur von geringem Gewicht, da sonst fast alle Zeitschriften entschlossen die Neuregelung Europas auf der Basis des Nationalitätenprinzips befürworten. Im allgemeinen halten die Vorschläge genau die Linien des Versailler Diktates ein. In Übereinstimmung mit dem so lebhaft verfochtenen Prinzip wird jedoch für alle Minderheiten volle kulturelle Autonomie und politische Selbstverwaltung verlangt. Das gilt besonders für die Deutschen Polens und der Tschechoslowakei. Bis zur russischen Revolution sollte Polen ein halb-unabhängiges Reich unter russischem Szepter bilden und Rußland sollte die Kontrolle über die Dardanellen durch den Besitz Konstantinopels erhalten. Nach dem Frieden von Brest-Litowsk fielen jedoch diese Klauseln, die als Verbeugung vor dem despotisch-regierten Rußland an sich sehr unpopulär waren, fort.

Auch in der Frage der Reparationen zeigt sich eine große Übereinstimmung mit den Bestimmungen von Versailles.

Abgesehen vom „New Staesman", der eine milde Festsetzung der Kriegskostenzahlungen Deutschlands fordert[11]), verlangen alle anderen Zeitschriften von Deutschland die vollkommene Wiedergutmachung sämtlicher im Kriege angerichteten tatsächlichen Schäden in Belgien, Nordfrankreich, Serbien und Montenegro.

Edgar C r a m m o n d verlangt eine Kriegsentschädigung nach drei Grundsätzen[12]):

1. Rückerstattung der Kriegsausgaben, Entschädigung für Pensionen und Invalidenrenten und Erstattung des Schadens, der dem Eigentum der Alliierten zugefügt wurde.
2. Um die Kraft der Erholung des geschlagenen Feindes zu schwächen und einen Rachekrieg zu verhindern.
3. Als Strafmaßnahme für den Bruch des Weltfriedens.

Er nimmt an, daß Deutschland trotz seiner ungeheuren wirtschaftlichen Erschöpfung nach dem Kriege doch noch in der Lage sein werde, zwei bis drei Milliarden Pfund zu zahlen. Er will dieses Geld dadurch zusammenbringen, daß er die deutsche Handelsflotte fort-

11) New Statesman 14. X. 1916 An Allied Peace (V.).
12) Nineteenth Century VIII. 1916.

nimmt, von der Reichsbahn einen jährlichen Tribut und außerdem eine Belastung der Zölle und Akzisen verlangt. Weiterhin sollen sich alle Kriegführenden zu folgendem verpflichten, wenn der Frieden geschlossen ist:

1. Auf deutsche und österreichische Fabrikwaren einen Einfuhrzoll zu erheben,
2. auf alle nach Deutschland exportierten Rohstoffe eine Ausfuhrsteuer,
3. allen deutschen und österreichischen Schiffen, die alliierte Häfen anlaufen, eine besondere Kriegsschuldabgabe aufzuerlegen.

Francis Gribble geht in seinen Forderungen noch weiter, denn er verlangt außer allem, was auch Crammond forderte, die Auslieferung des Goldbestandes der Reichsbank, sämtlicher Waren, die noch in deutschen Kaufhäusern lagern.

Die zerstörten Kunstschätze Belgiens will er durch sorgsam ausgesuchte Werke aus deutschen Museen und Bildergalerien ersetzen.[13])

> Alle Deutschen, vom Kaiser abwärts, müssen jedes Pfennigs beraubt und gehindert werden, solange das Land zu verlassen, bis die volle Strafsumme bezahlt ist.
>
> Der einzige Fehler dieser Maßnahme ist, daß sie noch nicht genügen, denn das Geld, das wir durch sie erhalten, reicht nicht aus, um alle unsere Ansprüche zu befriedigen.

Gribble zielt mit seinen Forderungen aber nicht nur auf die finanzielle Erledigung Deutschlands ab, sondern verbindet damit die Absicht, den gefürchteten Gegner auch machtpolitisch auszulöschen. Er will Deutschland, wie er zugibt, in eine französische, eine englische, eine russische, eine belgische und eine japanische(!) Interessensphäre aufteilen. Diese Länder sollen dann versuchen, aus der Arbeit des deutschen Volkes noch so viel wie möglich herauszuholen.

Eine gewisse Entschädigung sollen auch die ehemaligen deutschen Kolonien bieten. In keiner englischen Zeitschrift finden wir auch nur die leisteste Andeutung, daß man diese nach dem Kriege Deutschland zurückgeben sollte. Zwar ist die Diskussion gerade über dieses Thema recht lebhaft, was sich aus der durchweg imperialistischen Grundhaltung aller Zeitschriften erklärt, aber eine Meinung, die der allgemeinen Haltung irgendwie widerspräche, gibt es hierbei nicht.

So halten die englischen Zeitschriften in der Erörterung der Friedensbedingungen fast durchweg die allgemeine Linie der öffentlichen

13) Nineteenth Century V. 1916 „How Germany can pay".

Meinung Englands ein. Hier handelt es sich nicht um Erörterung irgendwelcher gewesenen Dinge, sondern um die Festlegung des künftigen Schicksals des Inselreiches. Ohne Ausnahme zeigen die Zeitschriften, daß für sie in erster Linie doch das Wohl des Vaterlandes richtunggebend ist und sie propagieren daher gemeinsam mit anderen Vertretern der englischen Öffentlichkeit das Friedensprogramm der „Sicherheit und Gerechtigkeit", d. h. der Sicherheit vor dem kühnen Rivalen und der Gerechtigkeit im Sinne Englands.

C. ZUSAMMENFASSUNG DER ALLGEMEINEN HALTUNG IM WELTKRIEG.

Der „New Statesman“ tritt allen Fragen der Kriegspolitik mit seinen humanitären, liberalistischen Idealen entgegen. Trotz aller gründlichen, geistreichen und kritischen Behandlung dieser Fragen neigt er zur politischen Eigenbrödelei.

Er hält sich auch meist im Ton zurück und behandelt, obwohl er dem deutschen Geist verständnislos gegenübersteht, alle Fragen, die das Schicksal des deutschen Volkes betreffen, mit offener, ehrlicher Sachlichkeit, ohne dabei jemals seine Feindschaft zu dem politischen System des Zweiten Reiches zu verhehlen. Bei aller Gegnerschaft behält der „New Statesman“ doch stets die Vernunft und verfällt nicht in jenen Haßtaumel, wie wir ihn so oft in dem „Spectator“ finden.

Der konsequent antideutsche „Spectator“ nimmt oftmals einen Ton an, der dem der Tageszeitungen gleichkommt in scharfer und haßerfüllter Haltung. Wie er auch in seiner ganzen Struktur noch der Tagespresse ähnelt, sind auch die Forderungen der Friedensbedingungen, die er Deutschland auferlegt sehen will, von dem gleichen Geist diktiert. Seine Bedeutung als führende, rechts-imperialistische Wochenschrift Englands als Gegner Deutschlands ist nicht zu unterschätzen.

In der liberalen Monatsschrift „The Nineteenth Century and after“, deren Mitarbeiter Mitglieder aller Parteien sind, ist der Ton der Haltung allgemein gemäßigt und vornehm, ohne dabei etwas an Gegnerschaft zu Deutschland einzubüßen. Das „Nineteenth Century“ ist ebenfalls imperialistisch und hat auf Grund seiner bedeutenden Mitarbeiter einen weiteren Leserkreis als die übrigen Zeitschriften, deren Niveau, wie in den Vierteljahresschriften, bereits so hoch ist, daß sich die Leserschaft dadurch natürlich begrenzt.

Neben dem „Nineteenth Century“ ist die „Fortnightly Review“ die angesehenste englische Monatsschrift, die sich ebenfalls ausschließlich an die gebildeten Kreise Englands wendet. Ihr Ton ist eine Stufe niedriger als der des „Nineteenth Century“, da man hier noch am ehesten propagandistische Entgleisungen antrifft.

Eine der bedeutendsten und einflußreichsten englischen Zeitschriften ist die „Edinburgh Review“, deren Leserschaft ebenfalls wie die der „Quarterly Review“ sich auf die englische Oberschicht begrenzt.

Die „Quarterly Review“ gehört zu den höchststehenden, gründlichsten periodischen Veröffentlichungen, voll ehrlicher Feindschaft zu Deutschland, aber ohne dabei jemals in agitatorische Hetze auszuarten. Sie versucht, die deutsche Mentalität zu ergründen, ohne aber in die in den anderen Zeitschriften so beliebte Moralpredigt zu verfallen.

Lebenslauf.

Ich wurde am 2. Juli 1920 in Thale/Harz als Sohn des Schauspielers und Regisseurs Adolf Hillebrandt und seiner Ehefrau Elsa geb. Götze geboren.

Seit 1927 besitzen meine Eltern die deutsche Staatsangehörigkeit. Bis zu diesem Zeitpunkt waren sie als Volksdeutsche Ungarn.

Von Ostern 1925 bis Ostern 1929 besuchte ich verschiedene Volksschulen in Berlin und von 1929 bis 1937 die Mackensen-Oberschule zu Berlin, die ich nach meinem mit Auszeichnung bestandenen Abitur verließ.

Aus meiner Arbeitsdienstpflicht wurde ich vorzeitig wegen des Todes meines Vaters entlassen.

Nach einer kurzen praktischen Tätigkeit als Kaufmann begann ich im W.S. 1937/38 mein Studium an der Friedrich-Wilhelms-Universität. Ich studierte Zeitungswissenschaft, Anglistik und Geschichte, und hörte bei den Herren Prof. Dr. Dovifat, Prof. Dr. Schirmer, Prof. Dr. Schüßler und Prof. Dr. A. O. Meyer.

Ich beabsichtige Schriftleiter zu werden.